# Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechszehnter Jahrgang

Nr. 21 — Marburg i. H., den 22. Mai — 1902

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1581 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,23 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltne Petitzeile (Nonpareille 50 v. H. Aufschlag); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

**Inhalt:** Lutherworte — Des Sünders Bekehrung — Kultur und Dogma (Schmitt) — Babel und Bibel (Delitzsch) — Zu den Wirren in Belgien — Verschiedenes: Ernst Haeckels Welträtsel oder der Neomaterialismus (Menzi); Ein Vorkämpfer der Männersache; Kleine Mitteilungen — Quittnng — Anzeigen

## Lutherworte

O es ist ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken. Er fraget auch nicht, ob gute Werke zu thun sind, sondern ehe man fraget, hat er sie gethan, und ist immer im Thun. Wer aber nicht solche Werke thut, der ist ein glaubloser Mensch, tappt und siehet um sich nach dem Glauben und guten Werken und weiß weder was Glaube noch was gute Werke sind . . .

Glaube ist eine lebendige verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal drüber stürbe. Und solche Zuversicht und Erkenntnis göttlicher Gnade machet fröhlich, trotzig und lüstig gegen Gott und alle Kreaturen.

Die Epistel S. Pauli zu den Römern, verdeutscht durch D. Martin Luther. 1522. (Aus der Vorrede)

---

## Des Sünders Bekehrung

Luk. 19, 1—10

Für jeden Menschen ist das Urteil seiner Mitmenschen über ihn eine Macht, durch die sein Leben bestimmt und gestaltet wird — mehr als er es selbst vielleicht zugeben will. Der Ruf, den er in der Welt genießt, vermag ihm eine Stütze zu werden, an der sein Charakter sich entfaltet, oder er wird ihm eine Last, die ihn zu Boden drückt. Wer überall als fleißig und ehrlich, als wahrhaftig und zuverlässig gilt, der wird sich bemühen sein Leben mit diesem Urteil in Einklang zu bringen. Er wird sich schämen, schlechter zu sein als sein Ruf. Wer aber in den Augen der Andern ein nichtswürdiger und charakterloser Mensch ist, der spürt keinen Trieb in sich, gegen die Sünden zu kämpfen, die man ihm zutraut; er wird sich nicht schämen zu werden, was er nach dem Urteil der Menschen längst ist. Gott allein kennt die erschütternde Leidensgeschichte ungezählter Herzen, die trotz alles Ringens um das Gute, durch das erbarmungslose Urteil ihrer Mitmenschen zurückgestoßen, im Sumpf der Gemeinheit ersticken. Wem der Makel einer übel berufenen Familie, einer verwahrlosten Erziehung, eines verachteten Standes anhaftet, der stößt überall auf ein unüberwindliches Mißtrauen. Wo er die Wahrheit redet, vermutet man Heuchelei; wo er das Rechte thut, deutet man es als berechnenden Eigennutz. Die sich für gerecht halten, meiden seine Gemeinschaft und drängen ihn in die Gesellschaft der Sünder. Was hilfts ihm, daß er versucht, gegen den Strom zu schwimmen? Das böse Beispiel, das verdorbene Urteil der Genossen stumpft sein Gewissen ab. Verzweifelnd geht er den Weg der Sünde, da ihm der Weg der Gerechtigkeit verschlossen ist.

Das ist das Schicksal des Zachäus gewesen. Als Zöllner im Dienst der Römer, bestellt den verhaßten Zins für die Landesfeinde einzutreiben, war er ausgestoßen aus der Gemeinschaft seiner Volksgenossen. In die Gesellschaft der Heiden und Sünder verbannt, ward er wie einer von ihnen: unrecht Gut befleckte auch seine Hände, Leichtsinn und Ueppigkeit wucherten auch in seinem Leben. Wenn er sich losmachen wollte aus der Umklammerung des Bösen, von der sündigen Gewohnheit und aus der sündigen Gemeinschaft, so zerknickte seine Kraft an dem Vorurteil seiner Volksgenossen. Keine Hand streckte sich ihm helfend entgegen. Von den Frommen beharrlich gemieden, blieb er ein Genosse der Sünder, ein Genosse ihrer Sünden.

Jesus hat das Ringen und Sehnen dieses sündigen, sündegequälten Herzens verstanden. Er behandelt den verachteten Zöllner als seinesgleichen. Damit löst er ihn von dem Bann der allgemeinen Verachtung, durch die er den Mut verloren hatte, gut zu sein und Gutes zu thun. Die ihn verachten, — Jesus müssen sie achten; so sehr sie sich auch an ihm ärgern mögen, sie können ihn keiner Sünde zeihen. Wenn Der ihn achtet, so hat Keiner das Recht, ihn zu verachten; darum braucht er sich auch selbst nicht mehr zu verachten. Die Liebe des heiligen und gerechten Menschensohnes giebt ihm seine Selbstachtung zurück und damit den Mut und die Kraft, zu brechen mit den Anschauungen seiner Standesgenossen und den Grundsätzen seines bisherigen Lebens, den Mut und die Kraft, ein neuer Mensch zu werden. Denn nichts Geringeres bedeutet es, wenn Zachäus, der Geldmann, in tiefer Bewegung gelobt: „Siehe, Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und so ich Jemand betrogen habe, das gebe ich vierfältig wieder." Der Sünder zerreißt den Zusammenhang mit seiner Vergangenheit durch die freiwillige Sühne des begangenen Unrechts.

Jesu Liebe, die reine und starke Liebe der in Gott athmenden Persönlichkeit zu der in ihren Sünden elenden Seele, ist die wunderbare Macht, die den sündigen Willen umschafft und erneuert. Je mehr seine Jünger das Bild des Meisters in ihrem Wesen ausprägen, desto mehr haben sie Teil an di-ser Macht. Wenn der Sünder eine Liebe erfährt, die nicht aus einer geheimen Sympathie mit seiner Sünde entsprungen sein kann, die Liebe einer Persönlichkeit, die sich die Achtung aller Menschen erzwingt und als lebendiges Gesetz sein eignes Gewissen weckt, so fühlt er sich über sich selbst hinausgehoben, befreit von dem Druck, mit dem seine sündige Vergangenheit,

die Verachtung seiner Mitmenschen auf ihm lastete. Solche Liebe erwidert er durch Vertrauen; und das Vertrauen zu dem Menschen, „in dessen Auge er sich gut fühlt“, giebt ihm Mut und Kraft, gut zu werden. Wer durch sein Leben die Sünde richtet, vermag durch seine Liebe den Sünder zu retten.

Rolffs

---

## Kultur und Dogma

Es läßt sich in der Geschichte nirgends nachweisen, daß eine Kultur eine Religion erzeugt habe. Dieses Unikum blieb einigen Trägern der modernen Ueberkultur vorbehalten, die sich vergeblich damit abmühen, neue Religionen zu gebären.

Wohl aber läßt sich umgekehrt zeigen, daß jede Religion auch eine gewisse, ihr eigentümliche Kultur hervorgebracht hat. Diese Thatsache zeigt sich im Altertum viel deutlicher als heute, wo die selbstständig gewordene Kultur es oft allzugern vergißt, daß ihre Wurzeln nicht nur in die Geschichte, in die Grundanlagen der Volksseele, in die geographischen und ökonomischen Verhältnisse, sondern auch tief in das vergangene oder gegenwärtige religiöse Leben hinabreichen. Der ästhetischen Kultur unsrer ganzen Aera, vornehmlich der bildenden Kunst gab die Religion während vieler Jahrhunderte nicht nur den Stoff für ihr Schaffen, sondern lehrte sie auch in allgemein menschlicher Weise, also auch ästhetisch, tiefer, feiner, kräftiger empfinden. Diese Thatsache steht unverkennbar am Anfang der modernen Kunst, in den Gemälden Giottos, dessen religiöse Darstellungen den Zeitgenossen auch ein neues, vertieftes m e n s c h l i c h e s Empfinden erschließen. Die intellektuelle und ethische Kultur verdanken der Religion nicht weniger. Wenn sich so mit leichter Mühe zeigen läßt, daß jede lebendige Religion kräftig auch auf die Kultur eines Volkes wirkt, so läßt sich allerdings auf der andern Seite nicht leugnen, daß auch die Kultur eine Rückwirkung auf die Religion ausübt, und zwar insofern diese sichtbar wird im Kultus, begrifflich wird im Dogma, praktisch wird in Sitte und Leben. Sowohl eine Geschichte des Kultus, als der Sitte, als des Dogmas findet ihre Quellen nicht nur im religiösen Gebiet, sondern besonders reichlich im Gebiet der vorhergehenden und werdenden Kultur. Wenn diese Erkenntnis für Kultus und Sitte sofort einleuchtet, so ist sie für das Dogma weniger leicht zu gewinnen.

E u g e n H e i n r i c h S c h m i t t hat es in seinem kürzlich erschienenen Buche über die K u l t u r b e d i n g u n g e n d e r c h r i s t l i c h e n D o g m e n unternommen, diesen kulturellen Einflüssen auf die Bildung des Dogmas nachzugehen.*) Er kommt dabei zu dem Resultat, daß die Dogmen n u r kulturell bestimmt sind: sie sind nichts Anderes als Krystallisationen kulturellen Lebens, in denen sich die bewußten Tendenzen der Machthaber des Staates und priesterlicher Machtpolitik mit einer oft ans Dämonische grenzenden Genialität in dem intuitiven Erfassen von großen kulturellen Strömungen vereinigen. Das nachzuweisen in den einzelnen Phasen der dogmengeschichtlichen Entwicklung ist der Zweck seines Buches, das auf bestimmten sozialen Theorieen und einer maßvollen ökonomischen Geschichtsauffassung ruht.

Die große Sehnsucht der wirtschaftlich Isolierten und Machtlosen im großen römischen Reiche hatte der leidende Gottessohn verstanden. Er ist nichts Anderes als die Verkörperung des leidenden Proletariats, und sein Schicksal ist das des Proletariats im römischen Reiche, in einer plastischen Gestalt, in einem typisch idealen Bilde verkörpert. Aus der Bewegung, deren Anfang und Verkörperung er war, erwuchs dem Staate und den Machthabern eine ungeheure Gefahr; denn der passive Widerstand des jungen Christentums, seine Kraft des Leidens und Duldens war nichts Anderes denn eine Art Generalstreik des Proletariats, insofern seine Sätze, die die Sorge für den kommenden Tag ablehnten, eine furchtbare Lähmung der Produktion bedeuten. In der rechtzeitigen Erkenntnis dieser Gefahr wählten die herrschenden Träger der alten barbarischen Kultur aus dem Evangelium gerade die grobmateriellen Charakterzüge aus, die Triebe der Selbsterhaltung, der Befriedigung der Rachsucht, um durch eine geniale, halb unbewußte Umdeutung des leidenden Proletariers in die Gestalt eines himmlischen Herrschers die furchtbarsten moralischen Fesseln für die unmündigen Völker zu schmieden. Mit anderen Worten: Da der Kampf um die Welt ein Kampf um die Weltanschauung ist, und da die Machthaber erkannten, daß der Mensch als ideologisch verseuchtes Wesen am sichersten durch seine Weltanschauung beherrscht werde, so suchten sie die ursprünglich sozialen Gedanken zu einer Weltanschauung umzubilden, durch welche die Bewegung unschädlich gemacht werden konnte. Diese geniale, aber verderbliche Arbeit wurde gethan durch die Aufstellung der Dogmen. Der unheilvolle Prozeß, der das Gift der Dogmen in die Eingeweide der Menschheit brachte, wurde allerdings vom Proletariat durch die Schaffung einer hierarchischen Ordnung im Episkopat und Presbyteriat selbst eingeleitet. Durch die Entstehung dieser Priesterklasse wurde der Umschwung vom antikaiserlichen Christentum zum kaiserlich privilegierten Christentum der großen Konzilien ermöglicht. Der entsetzliche Blutmensch Konstantin verstand es, durch allerlei Intriguenspiel den revolutionären Christus zu verdrängen und an seine Stelle ein Idol setzen zu lassen, das als Himmelsherr die größte Aehnlichkeit mit dem Cäsar selbst hatte. Der kulturelle Grund des Streites um die Formel homousios war der Kampf um die Gleichberechtigung der priesterlichen Macht mit der kaiserlichen. Weil Konstantin das reine, gefährliche Christentum in der Gnosis witterte, wütete er aufs heftigste gegen die Gnostiker, dieses Proletariat der Kopfarbeiter, die eine Religion der Erkenntnis und Wissenschaft anbahnten. Durch die Dogmen der Christologie, besonders durch die Formel der Erhöhung Christi, deren satanische Klugheit ihren furchtbaren Ernst in Strömen von Blut und Thränen erwies, war der Schwerpunkt aus dem Diesseits ins Jenseits verlegt und die ursprünglich religiös soziale Bewegung in die Hände des Antichrist, des Cäsars gespielt worden, der Alles that, um zum Zweck der Erhaltung der alten barbarischen Kultur die neu erwachende Weltanschauung durch Dogmen zu regulieren und so für die Kultur unschädlich zu machen.

Was im Orient geschah, das fand auch im Occident statt. Die große hierarchische Kreuzspinne in Rom spann das Netz für die Germanen, die der ältern römischen Kultur gefährlich werden konnten. Der das Material dazu lieferte, war Augustin, dadurch daß er zwischen der Gottheit und der Menschheit einen ungeheuren Gegensatz feststellte und das Dogma von der Unfreiheit des Willens und der Erbsünde lehrte.

Dieser Grundsatz der gründlichen Selbstverachtung und Selbstverwerfung des Menschen war die Jägergrube, worin die römischen Priester den germanischen Bären fingen. Den Abschluß dieser Lehre vollendete der doctor diabolicus Thomas von Aquino. Das spät aufgekommene Mariendogma ist durch das Kulturziel der Garantie der gesellschaftlichen Würde der Frau hervorgebracht worden. Die Reformation schmiedete nur die alten Ketten neu, was sich besonders an der Stellung Luthers zum Bauernaufstand zeigt. Ja die Reformation hat geradezu zu einer beispiellosen Knechtung und Entwürdigung des Volkes geführt. Heute ist das Zeitalter der Dogmenbildung unwiderruflich vorbei, und die Anstrengungen der modernen Theologie sind nur Zeichen des herannahenden Todeskampfes einer niedergehenden Welt uralter Barbarei. Es ist an der Zeit, daß der große proletarische Prophet des Urchristentums, wie er es verheißen hat, endlich erstehe und uns den Sonnenaufgang einer lichtern und edlern Weltanschauung, die milden Lichtgedanken unendlichen Erbarmens bringe.

Soweit Schmitt. Das ist eine Dogmengeschichte, wie wir sie bis jetzt nicht hatten. Sie ist von dem einen Gedanken erleuchtet, daß das Dogma in der Hand der Machthaber das Mittel war, um eine revolutionäre Weltanschauung, die der alten barbarischen Kultur hätte gefährlich werden können, zahm und ihr dienstbar zu machen. Der treibende Faktor

*) Die Kulturbedingungen der christlichen Dogmen und unsre Zeit. Leipzig, Diederichs 1901. 225 S. 3, gebunden 4 Mk.

der Dogmengeschichte also ein kulturelles Bestreben! Daß Schmitt an der bisherigen theologischen Auffassung der Dogmengeschichte, die zu den glänzendsten Leistungen der neuern Theologie gehört, diese Korrektur anbringen zu müssen glaubt, ist wieder ein Merkmal davon, wie wenig Vertrauen die wissenschaftliche Theologie immer noch in manchen Kreisen genießt; für Schmitt stehen alle Schriften, die theologischer Natur sind, also auch wohl Harnacks epochemachendes Werk, als solche der wissenschaftlichen Entzifferung der großen priesterlichen Hieroglyphen grundsätzlich im Wege.

Aber glücklicherweise ist der Verfasser kein Historiker, sondern ein Konstrukteur, der wegen der Scheuklappen seiner Theorie nur die Dinge sieht, die in sein System passen. Er ist nicht begabt mit jenem feinen Spürsinn für die Fasern einer so eminent geistigen Bewegung wie das Dogma. Es mag fruchtbar sein, gelegentlich eine Idee so anzuspannen, daß ihre letzten Beziehungen nach allen Seiten hin bloßgelegt werden, aber ein so kompliziertes Gebilde wie das Dogma kann nicht nur einen treibenden Faktor gehabt haben. Es ist vielmehr eine Resultante der verschiedensten auseinander und zusammen strebenden Kräfte, unter denen neben Faktoren des Kultus der Verfassung, der Zeitspekulation, der Tradition, der praktischen Lebensauffassung und der sittlichen Lebensideale, der „heiligenden Macht blinder Gewohnheit“, doch in erster Linie gewisse religiöse Stimmungen und Ueberzeugungen zu nennen sind, daneben allerdings auch kulturelle, soziale und politische Beweggründe.

Es dauerte lange, bis diese komplizierte Natur und Entstehungsgeschichte des Dogmas begriffen wurde und man in ihm nicht mehr die endgiltige Krystallisation und das unanfechtbare Maß religiösen Lebens und Denkens sah. Aber diese Erkenntnis trägt etwas Auflösendes in sich. Das Dogma begreifen, seine geschichtliche Relativität erkennen, heißt es auflösen; durch die Einsicht in sein Werden wird seine Absolutheit und Autorität erschüttert. Wenn vor dieser Erkenntnis die wechselvolle Kultur der Völker als das nimmer ruhende Meer angesehen wurde, das in stets neuen Wellen vergeblich an die unerschütterliche Felsenküste des Dogmas brandete, so erwies sich das seitdem als Irrtum, und man erkannte, daß auch das Dogma eine solche Grundwelle des gesamten vorwiegend religiös bestimmten Geisteslebens der Menschheit ist, nicht zu verwechseln mit jener ursprünglichen und geheimnisvollen Kraft, die die Wellen in Bewegung setzt. Aber gerade wegen dieses innigen Zusammenhanges mit dem Geistesleben vergangner Epochen, mit einer überwundenen intellektualistischen Kultur erstehen dem Dogma in unserer Zeit von Kultur wegen heftige Gegner, die das Dogma als einen Rest früherer Kultur für ein Hindernis der gegenwärtigen ansehen. Sie berufen sich dabei nicht nur auf die Encykliken der Päpste, die die moderne Kultur mit offenem Visier bekämpfen, sondern auch auf allerlei Engherzigkeiten der Kunst und Wissenschaft gegenüber, Sünden an unserer Kultur, wofür sie das Dogma verantwortlich machen. Ihnen ist Kultur das Ziel der geschichtlichen Entwicklung, und unser höchster Daseinszweck, Kulturträger und Kulturdünger zu sein. Alles, was diesem Zwecke hinderlich ist, verdient Feindschaft und Angriff.

Der Haß dieser Kulturseligen gegen das Dogma ist zu begreifen, aber er macht blind. Wir haben im Grunde alle etwas gegen das Dogma, wenn es mit dem Anspruche absoluter Autorität auftritt, aber wir sehen doch hinter und unter dem Dogma die religiösen Bedürfnisse, die es mit geistiger Notwendigkeit hervorgetrieben haben. Es ist neben der Fülle anderer und greifbarer Ursachen doch in erster Linie ein gewisser amor Dei intellectualis wirksam gewesen, eine Liebe zu Gott und zu Christus, die in intellektuellen Formen zum Ausdruck kam. Noch vor dem Drange, die metaphysischen Schwierigkeiten zu lösen, die man in der Verbindung des Göttlichen mit dem Menschlichen empfand, lag das Bedürfnis, Gott und Christum zu erheben und zu verherrlichen. Das Dogma sollte vor allem in majorem Dei et Christi gloriam dienen. In den dogmengeschichtlichen Kämpfen siegte die Lehrmeinung, die scheinbar oder thatsächlich in größerer Gottesliebe begründet war, die höhere Verehrung des Göttlichen postulierte. Dieses durch Dank und Ehrfurcht geweckte Bedürfnis, das Göttliche über das Menschliche immer mehr zu erheben, sei es durch Beilegung immer höherer Prädikate, sei es durch Herabsetzung des eigenen menschlichen Niveaus, ist rein religiöser Art, unabhängig von aller Kultur, ist allezeit in der Menschheit lebendig gewesen und heute noch lebendig. In den meisten Dogmen ließe sich so, wenn auch schwer, die religiöse Wurzel durch alle zeitgeschichtlich bedingten Schichten verfolgen bis hinab in die Tiefe, da unmittelbar ein Verhältnis des Göttlichen zum Menschlichen empfunden wird. Wer so hinter den Dogmen neben allen anderen Motiven die eigentlich religiösen Triebkräfte erkennt, wird dadurch frei von der historisch begrenzten und kulturell bestimmten Aeußerung jenes Grundtriebs, weil wir spüren, daß die ursprünglichen und selben religiösen Grundtriebe, die zum Teil die Dogmen hervorgebracht haben, auch in uns noch lebendig sind, ohne jedoch Dogmen hervorzubringen. Ueberhaupt vorläufig keine autoritativen Denkformen, da in unserer Kultur Nichts so zerspalten ist und der überwältigenden Einheitlichkeit entbehrt wie das Denken. Die absolute Stellung, die früher das Dogma inne hatte und die in der griechisch-orthodoxen Kirche jetzt noch der Kultus besitzt, nimmt heute am ehesten noch die christliche Sittlichkeit ein, sei es nun, daß sie autonom oder religiös begründet werde.

Wer jene rein religiösen Kräfte in sich lebendig spürt, der steht trotz aller geschichtlichen Abhängigkeit sowohl dem Dogma als der Kultur wahrhaft frei gegenüber. So wie auch Christus in der ruhigen Sicherheit seines Verhältnisses zum Vater dem ganzen Geistesleben seiner Zeit in solcher Freiheit und Abhängigkeit zugleich gegenüber stand. Ein solcher kann kraft seiner gleichzeitigen Freiheit und Abhängigkeit vom historisch beschränkten Weltlauf gerade als religiöser Mensch Dogmen verneinen und neue Kulturgüter bejahen oder auch ablehnen. Aber trotz allem Gegensatz gegen die Dogmen bleibt ihm bewußt, daß man sie nicht stürzen kann wie Tyrannen. Sie sind ihren überzeugten Anhängern nicht von außen her aufgedrungen worden, sondern haben sich als Blüten und Früchte am Stamme der religiösen Geschichte entwickelt. Sie fallen von selbst ab, wenn ihre Zeit gekommen ist und ein neuer Geistesfrühling neue Triebe an ihre Stelle setzt. Diesen Prozeß künstlich beschleunigen zu wollen, ist ungeschichtlich und unpädagogisch. Ebensowenig wie den Ansprüchen des Dogmas liefern wir denen der Kultur unser religiöses Vorstellen, Fühlen und Wollen aus. Wenn die Kirche nicht, wie Rothe meinte, sich einmal in den christlich gewordenen Staat auflösen kann, so ist es noch weniger möglich, daß die Religion von der Kultur, und wäre sie auch noch so verchristlicht, aufgesogen werden kann. Wenn das eintreten würde, wäre der religiöse Nihilismus von Strauß erreicht. Dagegen hat das religiöse Empfinden der Kultur gegenüber seine Kraft und Freiheit darin zu bewähren, daß es im Stande ist, neue Kulturgüter für die ganze Persönlichkeit zu assimilieren und fruchtbar zu machen, die Persönlichkeit zugleich aufgeschlossen und widerstandsfähig gegenüber der Entwicklung der Kultur zu gestalten. Mit dieser Durchdringung und Assimilation ist nicht die sogenannte christliche Litteratur oder der Betrieb einer „christlichen Damen-Konfektion“ gemeint, wie ich letzthin einmal las, sondern eine bewußte Weiterführung Lutherischer Gedanken. Luther hat durch eine große Glaubensthat der Religion, die sich bisher nur in den eigentlichen frommen Uebungen auswirkte, die Fülle menschlicher Berufsarbeit wieder als Material für ihre Bethätigung zurückgegeben. Es ist nichts als eine Erweiterung dieser Gedanken, wenn alle Lebensäußerungen und alle Kulturbewegungen, die überhaupt sittliche Berechtigung haben, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet werden; sie können trotz der ihnen immanenten Gesetze, die an und für sich zur Religion in keiner Beziehung stehen, als Material für die Bethätigung einer religiösen Persönlichkeit angesehen werden, handle es sich nun um die Bestrebungen für die Durchsetzung einer sozialen Gesellschaftsordnung oder um die Hebung der ästhetischen Kultur oder um nationale Politik. In diesen Gebieten steckt an sich nichts Religiöses, das hat Raum nur

in der lebendigen Persönlichkeit und in der Art und Weise, wie diese die speziellen immanenten Gesetze dieser Kulturbestrebungen mit dem von Gott gegebenen Grundgesetz ihrer selbst zu vereinigen weiß.

Es ist also ebenso ungeschichtlich und ungerecht, die flüssige Kultur wie das starre Dogma zu schmähen. Mag man aber auch das Dogma und die Theologie schmähen, wenn man nur an unserm Herrn Christus nicht vorbei kann. Er allein giebt uns den rechten Maßstab für die Beurteilung sowohl der Kultur als des Dogmas, weil er uns die Güter des Lebens endgiltig gewertet hat. In dem Buche von Schmitt richtet sich die Polemik nicht gegen Christus; die dogmatische Theologie und das historische Christentum sind ihm ein ungeheurer Volksbetrug, aber Christus ist ihm der Mann des unendlichen Erbarmens, der Sonnenaufgang einer lichtern und edlern Weltanschauung. Das ist ein Echo Tolstois, mit dem sich der Verfasser auch sonst berührt, und einer große Menge der heutigen sozial empfindenden Menschen. Das ist ein Glaube, vielleicht ein Rest des Glaubens, vielleicht ein Anfang des Glaubens. Dem Glauben wohnt aber der gottgegebene Trieb inne, sich seine Theologie auf ureigene Art zu schaffen. Auf dieses Zutrauen zu dem Menschen Jesus, dem die wenigsten der religionslosen Menschen unsrer Zeit ihre Achtung versagen, baut unser historischer Optimismus, unsere Hoffnung, daß einst, wenn die Gegensätze zwischen Kultur und Dogma veraltet sein werden, auch aus diesen Resten oder Anfängen des Glaubens neues Leben hervorbrechen kann. Adolf Keller

---

## Babel und Bibel

Ein Vortrag von Friedrich Delitzsch. Leipzig, Hinrichs 1902. 52 S. 2 Mk. Luxusausgabe 4 Mk.

Vor vielen Jahren wollte ich als Privatdozent einmal über die Beziehungen zwischen den Keilinschriften und dem Alten Testament lesen. Da mußte mir und einigen meiner Straßburger Freunde der Gedanke kommen, das Kolleg „Babel und Bibel" oder „Bibel und Babel" zu nennen. Doch behagte mir das Wortspiel nicht, und so bekam es einen etwas anderen Namen. Als ich nun bei Beginn des Semesters erwartungsvoll mein Auditorium öffnete, klaffte mir eine gähnende absolute Leere entgegen. Für „Babylonien und die Bibel" aus dem Munde eines Privatdozenten war kein Interesse vorhanden gewesen. Heute weiß ich, daß ich ein Thor war, als ich ästhetischen Bedenken Gehör schenkte. Denn „Babel und Bibel" regt seit Monaten viele Gemüter auf, wie lange Nichts, seit Friedrich Delitzsch in Gegenwart des Kaisers über dies Thema gesprochen hat.

Wir freuen uns über dies Ereignis. Einmal darüber, daß der Vortrag gehalten und grade vor Seiner Majestät gehalten worden ist. Denn das ist ein neues Symptom dafür, daß die Assyriologie bei uns nicht mehr die Rolle des Aschenbrödels spielt, daß sie, die dazu bestimmt ist, mehr als irgend eine Disziplin das Dunkel der Vergangenheit zu erhellen, die Beachtung findet, die ihr zukommt. Zweitens, weil gerade Delitzsch gesprochen hat. Denn ein Mann an seinem Platze, dessen große Verdienste durch seine Berufung auf den Berliner Lehrstuhl öffentlich anerkannt worden sind, konnte mehr Stimmung für eine gute Sache machen, als mancher Andere. Aber unsere Freude hat nicht ungemischt bleiben können. Die geräuschvolle Reklame, die sich in den Dienst des Vortrages gestellt hat, mußte allein schon genügen, um uns die Freude darüber zu vergällen.

Was ist denn nun geschehen? Der um die Assyriologie hochverdiente Professor Friedrich Delitzsch hat in warmer, gelegentlich enthusiastischer, bisweilen stark übertreibender Rede über Dinge gesprochen, die dem Eingeweihten zumeist längst bekannt waren, zum größeren Teil als Thatsachen, zu einem leider recht erheblichen Teil aber nur als Hypothesen — und zwar schlecht begründete oder unmögliche Hypothesen —, und hierzu aus Eigenem beigesteuert, was wohl insgesamt in die letztere Kategorie gehört. Und sicherlich wird Delitzsch innerlich dagegen protestiert haben, so oft er in den Blättern lesen mußte, wie sein Vortrag wie eine Großthat gefeiert wurde. Denn das ist er nicht und sollte er ja auch garnicht sein. Er sollte Bekanntes in ansprechender Gruppierung bringen, Bekanntes und Gesichertes. Wir dürfen angesichts der hervorragenden Stelle, an der Delitzsch zum Worte kam, auf das Wort „Gesichertes" allen Nachdruck legen, und wenn wir den Auftrag haben, über den Vortrag zu referieren, so wird vor Allem von uns festgestellt werden müssen, wieweit das, was darin mitgeteilt oder angedeutet wird, als gesicherte Errungenschaft unserer Assyriologie die freudige Bewunderung verdient, die ihm zu teil geworden ist.

Ein Vortrag wie dieser stellte verschiedene Ansprüche an den Vortragenden. Was er von dem Inhalt des Alten Testamentes, von dem der Keilinschriften, von der sonstigen Hinterlassenschaft der Assyro-Babylonier an sich sagte, mußte richtig sein, die Beziehungen, die er zwischen ihnen und den Israeliten annahm, mußten erweislich, und speziell, wo er Entlehnungen Dieser von Jenen annahm, mußten sie fraglos sein.

Diesen Forderungen ist Delitzsch durchaus nicht zur Genüge gerecht geworden. Wir wollen uns nicht bei verhältnismäßig unbedeutenden Dingen aufhalten, wie daß Delitzsch mit Unrecht in Jesaias 46,1 Götterprozessionen erwähnt findet (S. 20), oder aus Hiob 24,18 f. mit Bestimmtheit herausliest „den Gegensatz zwischen einer heißen, wasserlosen Wüste, welche für die Frevler, und einem Garten mit frischem klarem Wasser, welcher für die Frommen bestimmt ist" (S. 39), oder daß er, als von einer Thatsache, von einer allgemeinen Wehrpflicht in Babylon zur Zeit Hammurabis redet (S. 25) oder die ganz haltlose Ansicht vertritt, daß der biblische Amraphel von Sinear der historische König Hammurabi oder Ammurabi von Babylon sei (S. 8). Gehen wir lieber gleich zu wichtigeren Dingen über, zu solchen, die nach Delitzsch zugleich drastische Beispiele von Beziehungen zwischen „Babel und Bibel" liefern, nach unsrer Ansicht aber nicht dazu im Stande sind.

In seiner Broschüre bespricht Delitzsch eine Reihe von babylonischen Abbildungen, die von größter Bedeutung für das Alte Testament sein sollen. Darunter die sogenannte Sündenfalldarstellung (S. 38), die auch Delitzsch, allerdings nicht mit Sicherheit, mit der biblischen Sündenfallerzählung in Zusammenhang bringen möchte (S. 37). Ich glaube, er hätte hierbei noch skeptischer sein müssen, als er es in seiner Schrift gewesen ist. Denn so sehr sich bei oberflächlichem Anschauen des Bildes Einem jene biblische Geschichte aufdrängt, so zurückhaltend wird man dagegen, wenn man es vorurteilslos analysiert: In der Mitte ein Baum, davon unten links und rechts je eine Frucht herabhängend. Rechts davon auf einem Stuhle sitzend ein bekleideter Mann, und zwar, wie die Hörner an seinem Kopfe zeigen, ein Gott. Links vom Baume, ebenfalls auf einem Stuhle sitzend, ein Weib, ebenfalls bekleidet; hinter ihr steht oder kriecht eine Schlange. Der Gott und das Weib strecken, er die Rechte, sie die Linke nach dem Baume hin aus, aber anscheinend nicht nach den Früchten. Denn beide Hände sind nach oben gekehrt. Somit darf man aus dem Bilde nicht schließen, daß sie nach den Früchten greifen. Hat somit das Bild auf die Sündenfallerzählung Bezug, so dürfte es am ehesten eine Szene darstellen, in der ein Gott dem erstgeschaffenen Weibe verbietet, die Früchte des Lebensbaumes zu genießen, nicht aber den Sündenfall selbst. Allein auch hiergegen erhebt Verschiedenes Einspruch, so die Handstellung beim Weibe, und daß es vor dem Baume auf einem Stuhle sitzt. Am Besten thut man wohl, wenn man das Bild zunächst isoliert. Dürfte man in seinen zwei Gestalten zwei Götter sehen, die beim Lebensbaume wohnen, und in der Schlange dessen Hüterin, so ginge Alles ohne Rest auf.

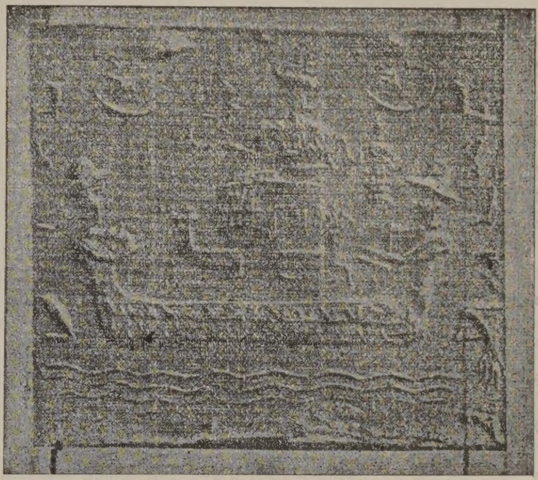
An der Skizze des babylonischen Weltschöpfungsepos (auf S. 32 f.) ist Mehreres nicht richtig oder ungenau, namentlich die durchaus unbegründete und gleichwohl nicht totzukriegende Vorstellung, daß das vom Weltbildner bezwungene Wesen, aus dem Himmel und Erde gemacht wurden, ein Drache oder gar eine Schlange mit sieben Köpfen gewesen sei. Berossus nennt dieses Wesen ein Weib, es ist die Mutter der Götter, hat einen Gemahl und einen Geliebten und nirgends in der ganzen assyrisch-babylonischen Litteratur findet sich auch nur die leiseste Hindeutung darauf, daß es als irgend etwas Anderes wie gerade als ein Weib ohne jede Einschränkung gedacht ward. Auch Damascius weiß Nichts von dergleichen. Und doch ist es ein fundamentaler Glaubenssatz bei den Assyriologen, daß dieses Wesen, *Tiāmat* genannt, ein „Drache“ war. Tragen hieran zum Teil Analogien die Schuld, die natürlich keine Beweiskraft haben, so ist doch vor Allem die berühmte Szene dafür verantwortlich, die Delitzsch auf S. 36 hat *abbilden* lassen, die

Darstellung eines Kampfes zwischen einem den Blitz schwingenden Gotte und einem Fabeltier. Hypnotiseure können uns faule Kartoffeln als köstliche Pfirsiche essen lassen, aber kein Hypnotiseur der Welt wird uns dazu bringen, in diesem Tier, einem geflügelten Löwen, einem „Adlerlöwen“ mit stilisiertem membrum virile (das auf unserer Abbildung leider nicht deutlich genug zu erkennen ist) einen Drachen, und nun gar einen weiblichen Drachen, zu sehen. Und daß es sich in dieser Szene nicht um den Tiāmat-Kampf handeln kann, wie er im Weltschöpfungsepos geschildert wird, das zeigt auch die Bewaffnung des Gottes auf das deutlichste. Der Lichtgott Marduk greift die Tiāmat mit der „Sturmflut“, wohl „Licht-Sturmflut“, mit einem Netz, mit Winden, mit Pfeil und Bogen und mit der mittu-Waffe, wohl einer schneidenden Waffe, an und hat vor sich oder an seinem Antlitz einen Blitz angebracht. Von Alledem sieht man an dem Gotte, der den geflügelten Löwen verfolgt, Nichts, Garnichts. In jeder Hand aber hält dieser statt dessen den Doppeldreizack, den Blitz, abermals anders wie Marduk. Also kann sich die Darstellung unmöglich auf den Tiāmat-Kampf beziehen, bezieht sich vielmehr wohl auf den Kampf Bēls mit dem Wesen, das vermutlich labbu heißt und ein Löwe ist; und irgend ein Grund, in der Tiāmat einen Drachen zu erkennen, ist somit nicht da. Doch kennt Delitzsch noch einen Grund dafür, den ihm die auf S. 34 gegebene Darstellung Marduks neben seinem Tiere liefert. Hier hat der sogenannte Drache zwei Hörner auf dem Kopf. Das Hinterteil ist durch den Gott verdeckt. Aber man braucht wahrlich kein Professor der Zoologie zu sein, um zu erkennen, daß das Vorderteil erstens dem des oben besprochenen vermeintlichen Drachen so unähnlich wie nur möglich ist, und daß zweitens das Tier alles Andere sein mag, aber ganz gewiß kein Drache, wenn man darunter nicht etwa statt eines schlangen- oder krokodilartigen Wesens *jeden* Vierfüßler ohne Unterschied verstehen will!

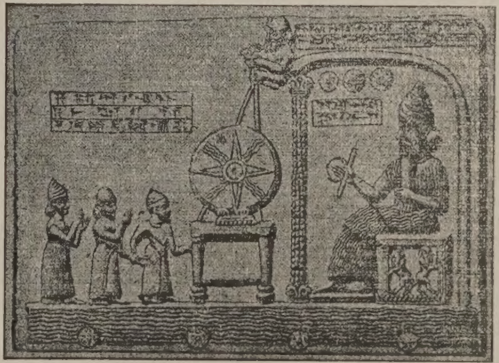
Unter solchen Umständen bedarf es kaum des Hinweises darauf, daß — was Delitzsch unbekannt zu sein scheint — uns ein durch Scheil bekannt gewordener Grenzstein auch das Hinterteil des Tieres liefert, aus dem aber auf einen Drachen zu schließen Wahnsinn wäre.

Hieraus ergiebt sich als für das Verständnis des Alten Testamentes wichtig, daß, wo darin von einem Kampfe Jahvehs gegen schlangen- und krokodilartige Wesen die Rede ist, mit Delitzsch S. 33 f. und mit einer stattlichen Anzahl anderer Assyriologen, einen Zusammenhang mit dem babylonischen Mythus vom Tiāmat-Kampf anzunehmen keine Veranlassung vorliegt. Dasselbe gilt, ebenfalls gegen Delitzsch, von des Erzengels Michael und St. Georgs Kampf gegen den „Drachen“. Dieser stammt aus anderem Mythenstoff, den ich jetzt zu kennen glaube und der auch in der Argonauten- und der Perseussage weiter gesponnen sein dürfte.

Ob die „Gotteserscheinung“ auf dem *Siegelcylinder* auf Seite 49 der von Ezechiel Kap. 1 wirklich so überraschend ähnlich ist, wie Delitzsch meint? Ich erkenne auf der Ab-



bildung z. B. keine Fläche, auf der der Gottesthron stehn soll, und gerade diese, die nach Delitzsch der „Platte“ in Ezechiel 1,22 entsprechen soll, wäre doch für die Vergleichung mit das Wichtigste. Soll diese Platte doch den Himmel darstellen. Nach meiner Ansicht kann die Bedeutung des Bildes (unten Wasser, darüber ein Schiff mit je einem Wesen vorne und hinten, darüber auf einem Thron, von zwei Tiermenschen, möglicherweise einem Tiere und einem Tiermenschen getragen, ein Gott, der die größte nur denkbare Aehnlichkeit mit dem auf S. 48 dargestellten



*Sonnengotte* auf einem von zwei Tiermenschen gestützten Throne hat), kann, sage ich, die Bedeutung des Bildes kaum zweifelhaft sein: es ist der Sonnengott, der über den Ozean fährt, aber wahrlich nicht die Gotteserscheinung bei Ezechiel.

Wenden wir uns nunmehr zu Delitzschs Verwertung der Keilschriftdenkmäler für „Babel und Bibel“.

Delitzsch will die „weittragende Bedeutung“, welche die Keilschriftforschung d. h. die bloße Worterklärung der Keilschrifttexte für das immer bessere Verständnis des alttestamentlichen Textes gewinnt, nur an einem und noch dazu bescheidenen Beispiel zeigen (S. 24). Schade, daß die Wahl dieses einen Beispiels einen Mißgriff bedeutet. Die Keilinschriften sollen

das „Der Herr erhebe sein Angesicht zu dir" in dem aaronischen Segen, sollen ihn selbst erst in seiner ganzen Tiefe verstehen lehren; denn im Assyrisch-Babylonischen sei „sein Antlitz, seine Augen auf Jemanden oder zu Jemandem erheben" eine Redensart für „Jemandem seine Liebe zuwenden, wie ein Bräutigam die Braut oder der Vater den Sohn liebe- und teilnahmsvoll anblickt." Das ist aber ungenau. Allerdings heißt im Assyrischen „das Auge oder die Augen zu Jemandem erheben", wie im Hebräischen: das Auge auf Jemanden werfen. Es wird indes, soweit ich weiß, nur von Göttern gebraucht, die ihr Auge auf Menschen oder ihre heiligen Städte werfen; die Redensart „sein Antlitz zu Jemandem erheben", die wir in dem aaronischen Segen finden, ist im Assyrischen aber nicht bezeugt, was Delitzsch selbst — wie ich zufällig weiß — nicht unbekannt gewesen ist. Das Assyrische trägt also zur Erklärung von Numeri 6, 24 ff. Nichts bei.

Dergleichen ist ja nicht so besonders belangreich. Anders stände es mit einer nicht kleinen Reihe von Beziehungen zwischen Babel und Bibel, die Delitzsch anerkennt, falls sie wirklich beständen oder so, wie Delitzsch es thut, zu deuten wären.

Unsre Väter und wir lernten nur, daß Abraham aus Ur in Chaldäa nach Palästina eingewandert sei, und auch Delitzsch ist der Ansicht, daß die berühmte Mondstadt Ur in Südbabylonien seine „immer sicherer bestätigte Heimat" sei (S. 6). Wenn Delitzsch hiermit sagen will, daß Abraham wirklich aus Ur in Südbabylonien, aus Ur in Chaldäa, stammt — und das scheint S. 47 zu zeigen — dann wäre ich auf Beweise dafür begierig. Ich glaube zu wissen, daß diese hebräische Tradition eine Legende ist, deren Erklärung — im Gilgamesch-Epos zu suchen ist. Die Welt ist rund und dreht sich: uns will man weismachen, daß Jahrtausende vor Christus sich ein „kanaanäischer" Einwanderungsstrom aus dem Westen über Assyrien und Babylonien ergossen habe, und Delitzsch bekennt sich zu dieser Theorie (S. 46). Es giebt wunderliche Ideen, die allen widerstrebenden Thatsachen zum Trotz unausrottbar sind, und zu diesen gehört diese unbegründetste aller Hypothesen. Sie stützte sich zunächst und vor Allem auf die Namen der Könige der sogenannten ersten Dynastie von Babylon, die, so sagte man zuerst, arabisch, dann „kanaanäisch" sein sollten, wohlbemerkt „kanaanäisch" mit Anführungszeichen. Man ist bisher den Beweis hierfür schuldig geblieben, da keine der für sie aufgebrachten Erklärungen aus dem Arabischen oder Hebräischen einwandfrei war — man hätte sie ebensogut aus dem Aramäischen deuten können —; aber, was die Hauptsache ist: von keinem der Namen kann bewiesen werden, daß er nicht babylonisch ist, vielmehr lassen alle samt und sonders eine durchaus einwandfreie Erklärung aus dem Babylonischen zu. Dies gilt auch von den mit ammi bezw. (ch)ammu zusammengesetzten Namen, auf deren nichtbabylonische Herkunft man schwören zu können glaubte. Fraglos echtbabylonische andere ältere und jüngere Namen der Art aber, und ein ammu in einem assyrisch-babylonischen Text, zeigen, wie wenig man dazu berechtigt war. Was sonst noch für die Kanaanäer-Theorie angeführt wird, ist ebenso beweisunkräftig und nichtig und kann daher verschwiegen werden. Das Schlimmste an der ganzen Sache ist aber Folgendes. Die meisten älteren Dynastieen Babylons stammen aus dem Süden Babyloniens, aber die sogenannte erste ist nach ausdrücklicher Angabe einer babylonischen Königsliste in Babylon heimisch. Und das ist — man sollte es nicht glauben — gerade die, welche man aus gänzlich unzulänglichen Gründen zu einer „kanaanäischen" macht.

Diese Kanaanäertheorie hat nun deshalb für unsre Leser Bedeutung und erforderte deshalb eine Beleuchtung, weil Delitzsch sie braucht, um an ihr eine Thatsache von nach seiner Ansicht „weittragendstem Interesse" sich emporranken zu lassen. Aus der Zeit der ersten Dynastie ist uns in Babylonien ein Personenname bezeugt, der darthun soll, daß vor 2000 vor Christus Jahveh, der Gott Israels, in Babylonien von Angehörigen des herrschenden Volksstamms, nämlich des der Kanaanäer, verehrt ward, ein Name geschrieben Ja-'-wa(i, e, u)-il(u), sprich Ja'wa (i, e, u)-il(u), und Ja-u-um-il(u), wofür Delitzsch willkührlich Ja-ah-ve-ilu und Ja-hu-um-ilu liest. Es ist nun gewiß im allerhöchsten Grade wahrscheinlich, daß beide Composita den Gottesnamen Jahveh-Jāhū (d. i. „Jehovah") enthalten, also dem gleichen Name, nämlich Jahwu-il(u) d. i. „Jahwu ist Gott" entsprechen, folglich Ja'wu-il(u) bezw. Jawum-il(u) zu sprechen sind und somit bestätigen, was aus der späteren Form Jāhū zu schließen ist, daß dies ursprünglich wirklich auf Jahwu zurückgeht. Da nun das Ja'wu in dem Namen nicht assyrisch-babylonisch sein kann, so ist es fremden Ursprungs und somit aller Wahrscheinlichkeit nach der ganze Name „kanaanäisch" und sind daher auch sein Träger oder ist sein Träger wohl „Kanaanäer". Inwiefern nun aber diese Thatsache religionsgeschichtlich von „weittragendstem Interesse" wäre, selbst wenn die oben berührte Kanaanäertheorie ihre Berechtigung hätte — die sie aber ja nicht hat —, ist nicht einzusehen. So wenig ein Müller oder ein Schulze, weil sie in Paris, oder Buchholzens, weil sie einmal in Italien auftauchen, darauf schließen lassen, daß in Paris oder Italien das herrschende Volk die Deutschen sind, so wenig braucht ein Jahwu-il(u), der in Babylonien vor 2000 erscheint, irgend etwas Anderes zu beweisen, als daß man bereits vor 2000 Namen wie Jahwu-il(u) = späterem Joel bildete und daß deren Träger bereits damals auch gelegentlich nach Babylonien gelangen konnten. Ich wüßte aber nicht, daß dergleichen je mit irgendwie triftigen Gründen bestritten worden wäre. Das Interesse, das dieser Name Ja'wu-il(u) erregen kann, hat andere Gründe als den, welchen Delitzsch sich denkt. Er beweist uns allem Anscheine nach — was man übrigens längst wissen konnte —, daß wenigstens Jāhū nicht der „Seier" heißt — wie auch noch Delitzsch meint — und darum auch das darauf zurückzuführende Jahveh nicht, das wohl gerade so gut ein künstlicher aus Priesterkreisen stammender Name ist, wie dessen Deutung „er ist" auf solche zurückzuführen sein wird. Und weiter beweist unser Name Ja'wu-il(u) wohl gewiß, daß wenigstens der Gottesname Jahwu, aus dem Jahwē (Jahveh) hervorgegangen sein wird, bereits ein Jahrtausend vor der Zeit vorhanden war, zu der er nach dem Alten Testament geoffenbart sein soll.

So sehr ich es für wahrscheinlich und so wenig ich es für unwahrscheinlich halte, daß das alttestamentliche Opferwesen und Priestertum von dem babylonischen tiefgehend beeinflußt worden ist, so wenig ist dafür bisher ein Beweis geliefert worden. Delitzschs gegenteilige Behauptung auf S. 28 ist bislang nicht mehr als dies. Und wenn Delitzsch der traditionellen Annahme folgend nicht bezweifelt, daß wir die „in der Sabbath- und Sonntagsruhe beschlossene Segensfülle im letzten Grunde jenem alten Kulturvolk am Euphrat und Tigris verdanken" (S. 29), so mag er damit trotz dem und alledem Recht haben. Aber ein Dogma kann das vor der Hand keineswegs sein. Eine durch das ganze Jahr hinrollende Woche kennen wir auch bei den Babyloniern, aber eine von fünf Tagen, während eine andere von sieben, begrenzt durch den 7., 14., 21. und 28. des Monats nicht in den je folgenden Monat hinübergreift. Auch wissen wir nicht, ob ein Wort schabattu für einen „Tag der Beruhigung des Herzens d. i. Versöhnung" der Götter grade die je siebenten Monatstage bezeichnet und — da neben dem assyrischen schabattu ein Verbum schabātu mit einer Bedeutung wie „versöhnen" oder „versöhnt werden" steht, das jedenfalls mit dem hebräischen schābat identisch ist, welches „ausruhen" heißt und neben dem Substantivum schabbāt d. i. Sabbath steht, so muß ich bis auf Weiteres das hebräische schabbāt für echthebräisch halten und dessen Entlehnung von den Assyrio-Babyloniern für unerweislich. Die Wörter schabbāt und schabattu sind natürlich verwandt und die hebräische Woche mag auf eine Monatswoche von sieben Tagen wie die assyrische zurückgehen, also mit dieser gleichen Ursprung haben. Mehr zu sagen wäre Uebereilung. Hätte Delitzsch das zweite und dritte Heft der Zeitschrift für Deutsche Wortforschung Band 1 beachtet, hätte er sich vielleicht vorsichtiger ausgedrückt.

Es muß davor gewarnt werden, S. 35 u. mißzuverstehen. Es heißt dort:

Du sollst das Blut deines Nächsten nicht vergießen, du sollst

dem Weib deines Nächsten dich nicht nahen, du sollst das Kleid deines Nächsten nicht an dich reißen — diese Grundforderungen des menschlichen Selbsterhaltungstriebes lesen wir bei den Babyloniern in genau der nämlichen Zusammenstellung wie das 5., 6. und 7. Gebot [des Alten Testaments].

Mit dem Unterschiede nur, daß jene in dem von Delitzsch gemeinten Text nicht in seiner Reihenfolge und nicht in der von Delitzsch gewählten Form zu lesen sind. Es heißt dort — in einer Beschwörungsformel — lediglich, mitten unter einer Menge anderer ähnlicher Fragen: „Hat er sich dem Weibe seines Freundes (Genossen, nur vielleicht auch „Nächsten") genaht? Hat er das Blut seines Freundes vergossen? Hat er das Kleid (Tuch) seines Freundes geraubt?" Das ist doch etwas wesentlich Anderes, als was man aus Delitzschs Worten herauslesen könnte; und wenn er seine drei Gebote selbst als Grundforderungen des menschlichen Selbsterhaltungstriebes bezeichnet, wenn ohne sie eine menschliche Gemeinschaft oder gar ein Staat undenkbar ist, sie also in jedem Staatswesen vollkommen ohne Antrieb von außen her erhoben werden müssen, diese drei innerlich zusammengehörigen Forderungen, den Nebenmenschen und seinen Besitz zu respektieren, was für eine Bedeutung hat dann die Keilschriftstelle für den Dekalog?

Auf S. 49 lesen wir eine Mitteilung, die unser höchstes Interesse beanspruchen muß. Freie, erleuchtete Geister, so sagt uns Delitzsch, lehrten offen, daß die assyrisch-babylonischen Götter Nergal (der sich u. A. in der Altmondsichel und im Planeten Mars offenbart) und Nebo (der Gott des Planeten Merkur), Mondgott und Sonnengott, der Donnergott Ramman (d. i. Adad) und alle anderen Götter eins seien in Marduk, dem Gotte des Lichts. Das wäre wohl eine der belangreichsten Entdeckungen auf religionsgeschichtlichem Gebiet, die je gemacht worden sind, und darum ist es höchst bedauerlich, daß uns Delitzsch seine Quelle verschweigt. Aus den mir zugänglichen Texten läßt sich — das glaube ich mit aller Bestimmtheit versichern zu können — Nichts der Art entnehmen. Woher hat denn Delitzsch seine Kunde? Sollte er — doch nein, den Verdacht wagen wir kaum auszusprechen — sich auch mit dieser sensationellen Behauptung, wie Andere vor ihm mit ähnlichen, zu weit vorgewagt haben? Wenn nicht, dann bitten wir dringend darum, daß er recht bald die Stelle im Wortlaut veröffentlichen möge, die Israel der größten Ruhmesthat beraubt, in deren Glanze es bisher geleuchtet hat, daß es sich allein von allen Völkern zum reinen Monotheismus durchgerungen hat.

Delitzsch hat in seinen Vortrag verschiedene kleine Exkurse eingefügt, die zu Babel und Bibel eigentlich herzlich wenig Beziehung haben, so einen über das mohammedanische Paradies der Seligen, das der Koran mit üppigen Farben malt. Sicherlich war dessen Schilderung geeignet, das Interesse eines wissensdurstigen Auditoriums zu fesseln. Aber wie gehört dergleichen in „Babel und Bibel" hinein? Oder sollte, — doch wieder wage ich es kaum, eine Vermutung zu äußern — sollte das, was Delitzsch auf Seite 41 vor dem Absatz sagt, wirklich so zu verstehen sein, wie Jeder es deuten muß, daß Delitzsch die gesammten mohammedanischen Vorstellungen vom Paradiese auf die einzige babylonische zurückführt „von dem klaren Wasser, welches die ganz Frommen im Scheol zu trinken bekommen"? Meinte er das nicht, dann hätte er sich aber deutlicher ausdrücken müssen. Uebrigens hat Delitzschs Annahme, daß nur die „ganz Frommen" sich in der babylonischen Unterwelt an klarem Wasser laben dürfen, an den Keilschrifttexten keinen Anhalt.

Ein zweites auch nach meinem Ermessen in den Vortrag nicht hineingehörendes Hors d'Oeuvre — eine nicht gerade süße Speise — kann leider unseren Beifall ebensowenig finden, ich meine Delitzschs Erörterung über das biblische ēl „Gott", an dessen Erklärung Babel ganz unbeteiligt ist. Delitzsch meint mit Lagarde, daß das Wort „Ziel" bedeute, und knüpft an diese Erklärung tiefsinnige Gedanken. Es ist schmerzlich, lesen zu müssen, wie Delitzsch dieser durchaus totgeborenen Etymologie Leben einzublasen versucht. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob eine solche Etymologie a priori denkbar ist, auch nicht, ob es eine bessere giebt, doch wird es vielleicht nötig sein, darauf aufmerksam zu machen, daß die Lagardesche Etymologie eine Unmöglichkeit ist. Sie hat zur Voraussetzung — man verzeihe mir im Interesse der Sache diesen philologischen Exkurs — daß das Wort mit hebräischem ēl = „zu", „hinzu" identisch ist. Dann aber wäre dies ursprünglich ein Substantivum, und der von der Präposition regierte Genitiv wäre wie ein von einem Substantiv abhängiger anzusehn, welch Letzteres auch an und für sich recht naheliegend ist. Aber wenn ich zu Jemandem hingehe, so ist mein Gehen als Etwas, das zu ihm hin ist, anzusehn, als Etwas, das zu hin ist in Bezug auf ihn, und die Präposition bedeutete somit ursprünglich „etwas Hin-gerichtetes", nicht aber „das, worauf hin Etwas gerichtet ist", also „Ziel". Und dies würde dann auch von ēl „Gott" gelten. Daraus folgt, daß die Lagardesche Etymologie unmöglich ist. Warum sie nicht endgiltig begraben? Warum damit neues Unheil anstiften?

Mit den vorstehenden Bemerkungen habe ich mir ins eigene Fleisch geschnitten. Denn ich habe eine Anzahl vermeintlicher wichtiger Errungenschaften der Assyriologie ihr zu entreißen versucht, und es wird nicht Wenige geben, die meinen könnten, es wäre das im Interesse der Sache, das hieße der Assyriologie, besser unterblieben. Mögen diese so denken! Ueber dem Interesse der Assyriologie steht das Interesse der Thatsachen. Und im Uebrigen, wenn auch Babel und Bibel nicht so eng oder, besser, nicht in der Weise mit einander befreundet sind, wie Delitzsch glaubt und wie er es in seinem Vortrage dargestellt hat, den großen Einfluß, den Babylonien und Assyrien in mannigfaltigster Art auf den vorderen Orient, z. B. auf Israel, ausgeübt haben, wer möchte den ableugnen? Und wer, dem der Blick nicht durch Vorurteile getrübt ist, wird bestreiten, daß wir in der Assyriologie eine Wissenschaft haben, die mit in erster Linie dazu bestimmt ist, uns von einschnürenden, einengenden Traditionen zu befreien und für die Wahrheit zu streiten im Dienste der Aufklärung?

Ich denke also trotz der Zurückweisung einer langen Reihe von sogenannten Resultaten der Assyriologie, die Delitzsch in seiner Broschüre als solche anerkennt oder neu schafft, außerordentlich hoch von „Babel und Bibel" an sich. Auch über Delitzschs „Babel und Bibel" möchte ich durchaus nicht nur Unfreundliches sagen. Er erzeugt damit doch in gewisser Weise, unterstützt durch gute Abbildungen, einen einigermaßen den Thatsachen entsprechenden Gesamteindruck von dem, was Babylon an sich und für das Bibelvolk gewesen ist, auch was die assyrisch-babylonischen Inschriften und Kunstdenkmäler für eine Erläuterung und Erklärung des Alten Testaments bedeuten. Schade nur, auch für ihn, daß er seinen Vortrag unbeschnitten hat drucken lassen. Wäre dies nicht geschehen, so hätte man die vielen einzelnen unrichtigen Behauptungen vergessen und doch einen zum guten Teil richtigen Gesamteindruck behalten können. So hat er die Kritik an den Einzelheiten herausgefordert und mußte es sich sagen lassen, daß gerade von den Dingen, die er mit hohem Pathos und warmer Begeisterung verkündete, recht viele in Nichts zerfließen.

Marburg — Peter Jensen

---

## Zu den Wirren in Belgien

Aus dem Hennegau

Die Erregung — die Masse — das liberal-sozialistische Bündnis — die Klerikalen — die Sozialdemokratie — die Protestanten

1

Als der Herausgeber dieses Blattes mich bat, meine bei den letzten belgischen Wirren gemachten Beobachtungen zu einem Artikel für die Christliche Welt zu verarbeiten, stand der Kampf, den die vereinigten Antiklerikalen (Liberalen, Sozialdemokraten, Christlichen Demokraten) gegen die klerikale Regierung und Partei um das allgemeine gleiche Stimmrecht führten, auf dem Höhepunkt seines Interesses. Die vierundachtzig klerikalen Abgeordneten hatten gegen vierundsechzig Antiklerikale es abgelehnt, den Antrag auf Revision der Verfassung auch nur in

beratende Erwägung zu ziehen. Der Generalrat der sozialdemokratischen Partei hatte Generalstreik erklärt; Hunderttausende von Arbeitern hatten die Arbeit bereits niedergelegt. Der liberale bourgeois und der sozialistische Arbeiter glaubten an die Möglichkeit, daß der König durch Auflösung der Kammer eingriffe. Andere träumten bereits vom „Zerschneiden der Telegraphendrähte, Aufreißen der Eisenbahnschienen und Massenanmarsch auf die Hauptstadt Brüssel.“ Wieder Andere rühmten sich „die Reichen aushungern“ zu wollen; „zwei Tage noch,“ sagte mir einer, „dürfen die Bäcker Brod backen, dann hört auch das auf; sie sollen fühlen, daß sie ohne uns nicht leben können.“ In der That rollten in den Tagen um den 18. April wenig andre Wagen als die der Bäcker, und die Eisenbahnzüge waren wie ausgestorben. Täglich bereits, seit etwa einer Woche, hatte ich lange Trupps von Arbeitern, Männer, Frauen, Kinder, roten Fahnen folgend und unter dem Absingen der Marseillaise, an meinem Fenster vorüberziehen sehen; allabendlich empfingen unzählige Volksmassen an den Bahnhöfen ihre Abgeordneten, um über den Verlauf der Verhandlungen in der Kammer unterrichtet zu werden; Bürgergarden und Truppen durchzogen die Straßen und hielten mit aufgepflanztem Seitengewehre Wacht. Blut war bereits geflossen in Brüssel und in Houdeng, in Löwen allein waren sechs Arbeiter unter den Kugeln der Bürgergarde gefallen, viele andere waren schwer verwundet worden. Unleugbar: gewitterschwül war die Luft.

Zwei Tage nach der entscheidenden Ablehnung vom 18. April erklärte der Generalrat der sozialdemokratischen Partei den Generalstreik für beendigt. Der König gab durch seine Antwort auf eine der zahlreichen Petitionen um Auflösung der Kammer, die ihm in wenigen Tagen zugegangen waren, zu erkennen, daß er die Handlungsweise seines Ministeriums billigte. Ein paar Tage darauf zeigte Belgien das altgewohnte Bild: harte Arbeit im Schacht, in der Glashütte, im Eisenwerk, leichter Lebensgenuß in Cafés, Salons und Theatern. Am 20. April bereits meldete der Petit Bleu mit Wichtigkeit seinen Lesern, daß die öffentlichen Konzerte im Park von Brüssel am 1. Mai wieder beginnen würden, und daß der esprit des französischen Autors M. Capus „dem durch die finstern Sorgen der letzten Tage geängstigten Publikum im Brüsseler Komödientheater ein willkommenes dérivatif darbieten werde.“

Nun scheint Alles ruhig, Alles beim Alten. Lohnt es noch der Mühe, die Leser der Christlichen Welt über die belgischen Wirren zu unterhalten?

2

Wir meinen, das Drama ist nur an seinem retardierenden Moment angelangt. Es wird sich weiter spielen, früher oder später. Seine treibenden Kräfte sind nicht Eigensinn und Laune, sondern Entwicklung: Altes und Neues!

Wir werfen einen Blick zurück und suchen das Bleibende der Bewegung fest zu halten.

Fürs Erste: seien wir nicht zu idealistisch! Für eine große Anzahl derer, die in den verflossenen Wochen in Belgien um das allgemeine gleiche Stimmrecht gekämpft haben, handelte es sich nicht um „Hunger und Durst nach Gerechtigkeit“, sondern um ganz materiellen Hunger und Durst, um die Hoffnung, daß mit dem Siege ihr soziales Elend womöglich unmittelbar aufhören werde. Es ist sicherlich nicht bloß ein schlechter Witz, sondern in jedem Falle bezeichnend, daß viele Leute sich gegenseitig aufzogen mit der Frage: „Hast Du auch etwas S. U. (Suffrage universel) abbekommen?“ Der Durchschnittsbelgier ist arm an Kenntnissen, im Denken sehr ungeübt, und das Sinnliche ist ihm sozusagen das einzig Wirkliche. Die große Volksmasse hat viel mehr instinktmäßig als aus klar erkennenden Gründen gekämpft. „Die Regierung ist gegen das Stimmrecht, offenbar hat sie Unrecht, sie will uns ausbeuten.“ Dieser Instinkt begreift sich — nicht nur in Belgien, aber wenn irgendwo, so in Belgien. Die belgische Regierung stützt sich sichtbar auf die katholische Kirche und ihr erschreckend großes Heer von Priestern, Mönchen und Nonnen. Diese Kirche aber genießt beim Volke den Ruf einer Handelsaktiengesellschaft. Mit welchem Rechte, davon vielleicht ein anderes Mal.



Sagten wir oben, daß wir die aufstrebende Masse nicht gar zu idealistisch beurteilen dürfen, so darf doch nicht verkannt werden, daß die belgische Volksmasse uns aus mehreren Gründen Bewunderung abgezwungen hat. Sie strebt auf, aus dumpfem Unbewußtsein zu selbstbewußtem Wesen. Mag ihr Streben als sichtbarste Motive materielle Begehrungen haben: sie hat es bewiesen, daß sie des Idealismus fähig ist.

Sie hat es bewiesen durch ihre ruhige Haltung bei den Manifestationen. Zu Zehntausenden zogen sie durch die Straßen. Wer, ihre innere Erregung kennend, die teils ernst, teils heiter dreinschauenden Männer beobachtete, deren schlotternder Gang, tiefliegende Augen und hohle Wangen die Arbeit, Entbehrung und den ihnen einzig bekannten Genuß, den Alkohol, verrieten, war ergriffen von der Zurückhaltung, die sie beseelte.

Sie hat es bewiesen durch die Nüchternheit, deren sie sich befliß. Nimmer waren Belgiens Wirtshäuser so leer als in jenen Tagen des Kampfes, nimmer sah man so wenig Betrunkene auf den Straßen. Man muß in Belgien gelebt haben, um den Wert dieser Thatsache ermessen zu können.

Sie hat es bewiesen durch ihre Opferfreudigkeit im Geben und im Entbehren bei dem Streik. Man urteile aus diesen Zeilen, die eine Lehrerin schrieb: „Genossen! Zu arm, um euch Geld zu senden, schicke ich euch meinen Trauring und meine Ohrringe mit der Bitte: Verkauft sie! Das soll meine Beisteuer sein zum Opferpfennig für den Streik!“ Aehnliche Beweise von Solidarität im Leiden sind in großer Zahl gegeben worden, nicht von Seiten der Führer, sondern vom kleinen Mann, vom Arbeiter.

Die bewundernswerte Willigkeit, mit der die Tausende und Hunderttausende von Arbeitern der Losung ihrer Führer folgten, selbst da, wo sie in unglaublich kurzer Zeit in ihr Gegenteil verkehrt wurde, wie in der Erklärung und Widerrufung des Generalstreiks innerhalb achtundvierzig Stunden, beweist einerseits die eiserne Disziplin, die in der belgischen Sozialdemokratie herrscht, anderseits ist sie eine Folge der katholischen Vergangenheit des belgischen Volkes. Der Belgier ist gewöhnt, zu gehorchen, seis dem Priester, seis dem Parteiführer. Selbständige Charaktere sind in Belgien überraschend selten. Leider triumphiert in zahlreichen Fällen jener Gehorsam über den, der den natürlich sittlichen Ordnungen der Familie und des Staates geschuldet wird!

3

Die eigentliche politische Frage kann uns hier nicht beschäftigen. Nur ein Wort zu dem Bündnis der liberalen Bourgeosie und der sozialistischen Demokratie. Am 6. April rief der ehemalige Bergarbeiter, der jetzige sozialdemokratische Abgeordnete Cavrot auf dem Marktplatz von Charleroi vor einer nach vielen Tausenden zählenden, größtenteils sozialdemokratischen Menge am Schlusse einer Ansprache aus: Vive le parti libéral; ihm antwortete der liberale Abgeordnete Buisset, ein bourgeois comme il faut, mit einem lauten: Vive le parti socialiste. Zuvor hatte der Letztere gesagt: „wenn auch euer und unser Ideal verschieden ist, so haben wir doch vorläufig noch eine weite Strecke Weges mit einander zurückzulegen.“ Diese Einigung von Feinden, die sich sonst gegenseitig verabscheuen, zur Erreichung eines gemeinsamen Zweckes gereicht beiden Seiten zur Ehre. Sie war nicht ohne große Selbstverleugnung möglich. Natürlich ist bei derartigen Manifestationen und Manifestationsansprachen viel Theaterspiel. Ich glaube aber, daß hierzulande solche Dinge in dem Augenblick, wo sie geschehen, ernst zu nehmen sind; es ist eben das Genre vieler Gallier, ihr Leben lang Theater zu spielen. Das germanische Genre ist stabiler. Uebrigens ist zuzugestehen, daß das Einende der beiden Gegner weniger die gerechte Sache des allgemeinen Stimmrechts war, als der Haß gegen die klerikale Herrschaft, zu deren Vernichtung es unumgänglich ist. Haß aber bindet nur vorübergehend; davon scheinen die augenblicklichen Verhältnisse auch in diesem Falle einen neuen Beweis zu liefern. Trotzdem steht zu erwarten, daß die alte Zweiteilung des belgischen Volkes seit 1830: Katholisch—Liberal, die seit den achtziger Jahren durch das Aufkommen der Sozial-

demokratie der Dreiteilung: Katholisch—Liberal—Sozialistisch Platz gemacht hatte, wieder in Kraft tritt, nur in veränderter Form, nämlich: Katholisch—Sozialistisch. Dazu bedarf es nur, daß die römische Kirche in Belgien bleibt, wie sie ist, und daß der Sozialismus fortfährt sich in der Richtung zu entwickeln, in der er sich jetzt befindet, d. h. daß er dem revolutionären Gedanken auf immer Valet sagt und hauptsächlich durch Gedankenarbeit und auf dem Wege praktisch sozialer Reformen auf das Volk zu wirken sucht. Das führt uns zu einer Besprechung der Haltung der Klerikalen und derjenigen der Sozialdemokratie in den verflossenen Wirren.

4

Die Klerikalen würden sich nicht so obstinat der Bewilligung des S. U. entgegengesetzt haben, wenn sie nicht um ihre Herrschaft bangten. Woeste, ehemals ein Jude oder wenigstens jüdischer Abstammung, dann vorübergehend Protestant, schließlich eifrigster Katholik, der Chef der klerikalen Partei, Schollaert, Präsident der Kammer, und Smet de Naeyer, Ministerpräsident, haben bereits im Jahre 1893 bei der Einführung des S. U. verbunden mit dem Vote plural diesen Wahlmodus als unhaltbar verdammt. Sie fühlen, daß die große Volksmasse los von Rom ist oder doch nur durch Bande noch an Rom gefesselt ist, die rasch zerreißen können; durch Geschäftsinteressen, Vorwärtskommen in den Staatskarrieren, soziale Abhängigkeit und nicht am wenigsten durch Ignoranz. Die römische Kirche ist in Belgien die herrschende politische Macht, und zwar eine direkt agierende politische Macht. In einer „Erklärung des kleinen Katechismus der Diözese Namur", die in den Schulen der Provinz Namur sehr verbreitet ist, findet sich z. B. nach einer Auseinandersetzung über den Liberalismus Folgendes: Est-il permis, de voter pour un candidat libéral au pouvoir législatif? Antwort: Non, en le faisant on commet un péché mortel, und wenn wir Zeitungsberichten glauben dürfen, so werden gelegentlich der Wahlen von den Kanzeln herunter hin und wieder regelrechte Wahlreden gehalten. Wo aber die Kirche herrschende politische Macht geworden ist, da liegt dicht neben der Macht die Schreckensherrschaft: das ist eine geschichtliche Erfahrung. Es wurde mir jüngst erklärt, daß die römische Kirche in jeder größeren belgischen Stadt auf eine mehr oder weniger ansehnliche Zahl Männer, zumal junger Leute, rechnen dürfe, die bereit seien jede Handlung, d. h. auch Gewalthandlung, zu begehen, die der Aufrechterhaltung der päpstlichen Macht dienlich erscheinen könne: in majorem Dei gloriam! Darum ist auch in Ländern, in denen die „Kirche" politisch herrscht, die Revolution stets, wenigstens virtuell, vorhanden. Die römische Kirche aber ist in ihrem Prinzip mindestens auch politisches Machtmittel!

Stellen wir die Belastung der Wagschalen in den belgischen Wirren einander gegenüber, so befinden sich, wenn wir die große Masse der völlig Gleichgiltigen bei Seite lassen, auf der einen Seite: 64 Abgeordnete — die liberale Bourgeoisie, Hunderttausende von Arbeitern; auf der andern: 84 Deputierte — einige Hundert „Große" und hunderttausend Bajonette.*) Es ist keine Frage, daß die Entscheidung nicht durch das Schwergewicht der geistigen Mächte, sondern durch das der Gewalt herbeigeführt ist.

Wer ist schuld an dem Blut, das geflossen ist? Ein hochgestellter belgischer General im aktiven Dienst hat erklärt, daß die ersten und fast einzigen gewaltthätigen Ausschreitungen, die vorgekommen sind, die von Brüssel am 11. April, bei denen ein Polizeiagent den Tod fand, auf Rechnung von Leuten zu setzen sind, die zu keiner politischen Gruppe gehörten. Leuten, wie sie sich leider überall finden. Und der Bürgermeister von Löwen erklärte in einer bald nach dem verhängnisvollen Löwener Blutbad abgehaltenen Versammlung, daß er das dort erfolgte Eingreifen der Bürgergarde billige, fügte aber hinzu: „Doch verkündet die öffentliche Meinung, daß dies Blut hätte geschont, daß die ganzen Wirren . . . uns hätten erspart werden können, wenn die Regierung nicht eigensinnig in ihrem Widerstand verharrt wäre, sondern dem Lande gegeben hätte, was sie nicht mehr lange verweigern **kann**." In der entscheidenden Woche des 18. April war das Volk ruhig, seine Führer mahnten es mit kräftigen, mutigen Worten, in der „Loyalität" zu verharren. Ihr Fehler, ihre Schuld aber ist es, daß sie Monate lang zuvor eine andere Sprache gesprochen, unzweideutige Drohungen ausgestoßen haben.

Was das Schlimmste, Entehrendste an der Haltung der Klerikalen, wenigstens der klerikalen Presse ist, das ist der Cynismus, mit dem sie am 20. April ihren „Sieg" begrüßte. ‚E finita la comedia', das war der Refrain ihrer Hymnen, Spottlieder der gewöhnlichsten Art folgten. Das ist umso schlimmer, als eben dieselbe Presse sich als Hüterin der einen katholischen römisch-apostolischen Kirche und, wie sie meint, des wahren Christentums ausgiebt!

5

‚Ces doux Chrétiens sont des bandits', das ist der der Empörungsausruf, den man aus dem sozialdemokratischen Lager während der Wirren mehr als je lesen und hören konnte. Chrétiens ist in diesem Aufruf gleichbedeutend mit „Katholiken". Die Protestanten sind in Belgien noch zu wenig zahlreich, um im politischen Leben in Betracht zu kommen; wo sie aber zu nennenswerter Stärke angewachsen sind, genießen sie die öffentliche Achtung, sind es doch meist schlichte Arbeiter. Dem Haß gegen die römische Kirche geht in sozialdemokratischen Kreisen ein gewisser Zug der liebenden Verehrung des Menschen Jesus zur Seite. Jesu Wort ist ihnen eine gewichtige Waffe im Kampfe gegen den Klerikalismus. Beweis u. a. eine Nummer der Bibliothèque de Propagande Socialiste: „La vie de Jésus selon Saint Matthieu", Bruxelles, au journal le Peuple 35, rue des Sables 35, 1898, ein wörtlicher Abdruck — freilich mit bedeutsamen Weglassungen, wie Kap. 1. 2. 28 u. a. — der in den französischen evangelischen Kirchen bräuchlichen Osterwaldschen Bibelübersetzung. Auf der ersten Seite dieses Heftchens befindet sich ein kurzer Avant-propos mit der Anmerkung: „Man kann sich das ganze Werk (die ganze Uebersetzung der Bibel) zu mäßigen Preisen in allen evangelischen Buchhandlungen verschaffen!" In den im Becken von Charleroi in den meisten Ortschaften von sozialdemokratischer Seite eingerichteten Volksbibliotheken findet sich fast überall die Bibel, unsere Bibel! Das offenbart, scheint mir, eine von der deutsch-sozialistischen erheblich verschiedene mentalité. Diese ist auch in den belgischen Wirren nicht verleugnet worden. In einer großen Volksversammlung im maison du Peuple, in dessen gewaltigem Festsaal ein großes, schönes Bild des Nazareners in jedes Eintretenden Auge fällt, antwortete am 18. April Emil Vandervelde einem Brauskopf, der zum Morde Woestes aus der Mitte des Publikums heraus seine Stimme erschallen ließ, das Folgende: „Bedenkt wohl, was Ihr sprecht; wir wollen die Devise aufnehmen, die die Christen verlassen haben: tu ne tueras point. Die Evolution der Menschheit ist zu weit fortgeschritten, um Revolution noch möglich erscheinen zu lassen. Wenn unsere antihomiciden Ideen in Aller Köpfen zur Herrschaft gekommen sein werden, dann werden wir unser Ideal verwirklichen." Der Aufwiegler wurde durch die Versammlung selbst der Polizei überliefert. Aehnliche Vorkommnisse legen den Verdacht nahe, daß die von antiklerikaler Seite ausgesprochene Behauptung, es seien von feindlicher Seite in sozialistische Versammlungen des agents provocateurs geschickt worden, damit der Staatsgewalt Gelegenheit gegeben sei, die Bewegung im Blute zu ersticken, nicht reine Legende sei. — In wie weit die angeführten Beweise antirevolutionärer Tendenzen der sozialistischen Führer wirklich beweisend sind, ist schwer zu entscheiden wegen des Widerspruchs, in dem sie zu den Reden stehen, die in den ersten Stadien des Kampfes, besonders im Februar von denselben Persönlichkeiten gehalten worden sind. Es gewinnt den Anschein, als ob die revolutionären Phrasen

*) Es war ein Irrtum, wenn in und außerhalb Belgiens Viele glaubten, daß die Mehrzahl dieser Bajonette der Bewegung unschädlich sein würden. Einige eingezogene Reservisten sangen die Marseillaise, drei Bürgergarden verweigerten den Dienst. Das ist der **ganze** zu Tage getretene praktische Antimilitarismus!

der ersten Zeit Mache, die antirevolutionären Erklärungen der Entscheidungstage Ernst gewesen wären. — Auf dem am 4. Mai in Brüssel abgehaltenen außerordentlichen Kongreß der belgischen Sozialdemokratie scheint die antirevolutionäre Tendenz den Sieg davon getragen zu haben. Volksunterricht und wieder Volksunterricht, Syndikate und Kooperationen, das waren da die Losungsworte, die das ganze Interesse aller sozialistischen Agitation in Anspruch zu nehmen hätten. Von dem oben erwähnten Zug aber der liebenden Verehrung des Menschen Jesus, der sich in gewissen sozialistischen Kreisen geltend macht, bis zur Rückkehr zur Religion Jesu scheint uns noch ein gewaltiger Schritt. Die offizielle Repräsentation des Christentums in Belgien hat es aufs höchste kompromittiert. Das Auge des Glaubens ist blind geworden, Viele stehen selbst dem Nazarener verständnislos gegenüber. Der angeschaute religiöse Materialismus hat dem philosophischen Materialismus dazu verholfen, populär zu werden, so daß sie „sehenden Auges nicht sehen, hörenden Ohres nicht hören.“ Sie sagen grève religieuse und meinen grève ecclésiastique, wirken aber Beides. Und doch! „Und dräut der Winter noch so sehr . . . es muß doch Frühling werden.“ Winterstürme bereiten den Wonnemond.

6

Ein kurzes Schlußwort über die belgischen Protestanten, die evangelischen Arbeiter. Für sie giebt es kein politisches Losungswort. Sie sind frei vor den Menschen, gebunden durch Christus vor Gott. Als solche haben die Einen in den Kämpfen sich ganz zurückgezogen, die Andern haben mit manifestiert, Alle haben wohl oder übel mitgestreikt. Alle aber haben zu Ordnung geredet und gehandelt. Eben war der Streik beendet, es war im Borinage, wo die Aufhebung des Streiks am meisten Unwillen erregt hat. Da versammelten sich die protestantischen Kohlenbergarbeiter in einem ihrer ärmlichen Häuser zu ihrer regelmäßigen Donnerstags-Abendandacht. Von weitem hörten wir sie singen:

J'ai soif de ta présence,
Divin chef de ma foi,
Dans ma faiblesse immense
Que ferais-je sans toi.
Chaque jour à chaque heure
Ah! j'ai besoin de toi.
Viens, Jésus, et demeure
Auprès de moi.

Das waren dieselben, die einige Tage zuvor Gleichberechtigung aller Bürger vor der Wahlurne öffentlich gefordert hatten, als die da vertrauen auf einen „Gott der Ordnung und nicht der Unordnung.“

Ich habe die Gelegenheit mit Freuden ergriffen, den Lesern der Christlichen Welt von dem so viel vergessenen Belgien zu sprechen. Ich habe nicht von seiner evangelischen, leidenden Kirche geredet, denn das war nicht meine Aufgabe. Aber ich denke, daß die verflossenen Ereignisse auch die Evangelisation Belgiens mehr in den Vordergrund des Interesses in Deutschlands rücken werden. „Es muß doch Frühling werden.“ Daß er in Belgien wird, hängt zu einem Teile von uns, von den Lesern dieser Zeilen ab.

## Verschiedenes

**Ernst Haeckels Welträtsel oder der Neomaterialismus.** Von Theodor Menzi. Zürich, Schultheß & Cie. 1901. 129 S. 2 Mk.

Unter den für ein allgemeines Publikum bestimmten Gegenschriften gegen Haeckels „Welträtsel“ nimmt die vorliegende eine hervorragende Stelle ein. Klar, nüchtern, lebendig und anschaulich geschrieben giebt sie ein treffendes Bild von den Voraussetzungen und den Motiven Haeckels und packt so mit sicherm Griff die wunden Stellen des famosen Monismus. Uebereinstimmend mit den übrigen Beurteilern entlarvt sie ihn als eine neue Auflage des alten Materialismus, der nur durch die Aufnahme idealistischer Elemente in den Grundbegriff der beseelten Atome wie der ihre Gesamtheit darstellenden Substanz verworrener geworden ist. Die Berufung auf Goethe und Spinoza wird in ihrer Nichtigkeit gezeigt, und die Stellung andrer hervorragender Naturforscher zu den naturphilosophischen Problemen eindrucksvoll Haeckels antiteleologischem Fanatismus entgegengehalten. Dabei versteht sie zugleich zwischen dem Menschen Haeckel, dem Naturforscher Haeckel und dem Philosophen Haeckel angemessen zu unterscheiden. Der Verfasser ist ein alter Streiter gegen den Materialismus und hat seine erste Phase miterlebt. So kommt Alles aus einer ruhigen und sichern Stimmung, die auf den Leser wohlthuend wirkt.

Darf ich aus dem Büchlein ein par besonders gut formulierte Gedanken herausheben, so möchte ich auf ein Wort über den „Monismus“ und eines über den „Intellektualismus“ verweisen. Der Monismus ist ihm mit Recht nichts andres als das Wesen des logischen Denkens, das einen notwendigen Zusammenhang aller Wirklichkeitsbestandteile herzustellen suchen muß. Aber der Trieb zur Einheit ist noch nicht die Einheit selbst, das Bedürfnis nicht der erreichte Erfolg. Alles aus einem Prinzip abzuleiten mag ein notwendiges logisches Ideal sein, das aber da keine Einheit schafft, wo sie die Wirklichkeit nicht oder noch nicht hergiebt. Das monistische Prinzip kann daher niemals die Erklärung aller Erscheinungen aus einem Prinzip, sondern nur die „Zurückführung auf die kleinste Zahl von Prinzipien“ bedeuten. Eben dasselbe ist aber auch das Wesen des Intellektualismus, der dem logischen Bedürfnis die genaue Betrachtung der konkreten Wirklichkeit, die Anerkennung der Widersprüche und Lücken opfert und in seinem unbegrenzten Kultus der logischen Form die wirklichen Inhalte übersieht, indem er sie so zurechtknetet, daß sie in ein logisches oder logisch scheinendes Ganzes passen. Damit werden aber gerade die praktisch bedeutendsten, dem bloßen Naturdasein entgegenstrebenden Werte des schöpferischen Willens übersehen oder abgeschwächt. Ein solcher Intellektualismus kann eben deshalb die sittliche Welt nicht begreifen, die gerade aus dem Gegensatze des schaffenden, Wert und Zweck setzenden Bewußtseins gegen die bloß thatsächliche Wirklichkeit besteht. Daher der Fanatismus gegen alle Zwecke und alle kategorischen Fassungen des Sittlichen und alle damit zusammenhängende Religion. Troeltsch

**Ein Vorkämpfer der Männersache.** Neulich fiel mir eine Zeitschrift in die Hand — eine der vielen neuen, die wie Pilze in die Höhe schießen; zur Beruhigung kann ich hinzufügen, daß sie bereits wieder eingegangen ist. Der Litterat. Zeitschrift für moderne Kunst und Litteratur. Ein stolzer Titel. Dazu auf dem Titelblatt die Losung: Ideale Tendenzen werden in durchaus radikaler Weise verfochten. Nach einem entsprechend viel versprechenden Vorwort der erste Aufsatz: Goethe als Erzieher. Läßt sich schon hören. Dann als zweites Stück: Der physiologische Schwachsinn des Weibes. Man kennt das Möbiusche Buch mit gleicher Ueberschrift, es ist nun in vierter Auflage erschienen und wird demnächst von sachverständiger Seite in diesen Spalten besprochen werden. Hier haben wir es nur mit dem Artikel zu thun.

Er unterscheidet zunächst diejenigen „Weiber“, die sich um die Frauensache nicht kümmern. Sie „leben in einer Weise dahin, die man nur billigen kann.“ „Wenn die Mädchen aus der Schule entlassen sind, so befassen sie sich mit der einen oder andern Arbeit, lassen sich, wenn die betreffenden Jahre gekommen sind, heiraten und verbringen, je nach der Qualität der Gatten, in mehr oder weniger glücklicher Ehe ihr Leben.“ Mit ihnen ist der Verfasser offenbar leidlich zufrieden. Aber die andern! „Stuben reinigen, Kleider waschen, Essen kochen war ihr Metier nicht — also mußten sie auf etwas Anderes verfallen.“ Nämlich auf Kunst, Wissenschaft, Emancipation. „Obwohl nennenswerte Erfolge bislang noch nicht erzielt worden sind[?], will das Weib seine Position nicht wieder aufgeben. Im Gegenteil, sie flöten auch heute noch: Wir können das auch, was ihr Männer könnt, infolgedessen wollen wir es auch. Es ist abscheulich, uns eine untergeordnete Stellung anzuweisen. Gleichberechtigung des Geschlechtes muß auf jeden Fall eintreten. — Von Pflichten ist bekanntlich nie die Rede.“

Vom Verfasser ist nur das Wort Pflichten gesperrt, ich hob den ganzen Satz hervor. Er richtet all das Vorherige für den, der das noch nötig hat, denn die Frauenbewegung, für die wir uns interessieren, ist voll von dem Gedanken, daß es ohne Erweiterung des Pflichtenkreises und ohne Wachstum in der ernsten Auffassung der Pflicht keine Vermehrung der Rechte giebt. Aber um des willen berichte ich nicht von dem Artikel, und die gleiche Bemerkung hätte ich auch an andre „Antifemininisten“ adressieren können. Die Pointe dieser Zeilen kommt nun erst.

Ich hatte vor einigen Tagen Gelegenheit, den Geburtsschein des Schriftstellers einzusehn, der diesen Artikel geschrieben hat und als Herausgeber der Zeitschrift zeichnete. Ich war doch erstaunt, zu erfahren, daß derselbe, als er den Artikel schrieb, das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hatte. Auch stellte sich heraus, daß er eine höhere Schule nicht besucht hatte, und daß er von der großen zur Sache vorhandnen Litteratur wenig Ahnung besaß. Nachdem ich ihm darüber meine Meinung gesagt, schien es mir von öffentlichem Interesse, an diesem Beispiele zu zeigen, wie viel Ursache vorhanden ist, auch auf der Männerseite das Maß der Gründlichkeit und Ernsthaftigkeit ganz anders anzulegen, als vielfach selbst von sonst Wohlmeinenden in dieser Sache geschieht. R

**Kleine Mitteilungen.** Reformkatholizismus und Ultramontanismus (Zur Kirchenpolitik 4) haben wir zu Gunsten des belgischen Artikels in heutiger Nummer noch einmal um acht Tage zurückgestellt. — Harnacks Wesen des Christentums ist in einer wohlfeilen „akademischen Ausgabe“ erschienen. 1 Mk. ungebunden, 1,50 gebunden. Leipzig, Hinrichs. — Der Plan, in Hamburg 1902 die Inter-

nationale Allianz-Konferenz abzuhalten, ist laut Zuschrift vom Hamburger Zentralkomitee aufgegeben worden. Es ist besser so. Vgl. d. Bl. 1901, 32, 757 und 46, 1088 f. — Schon früher habe ich auf die mustergiltige Einrichtung des Frankfurter Hauspflegevereins hingewiesen. Soeben ist der Jahresbericht von 1901 erschienen; man wird ihn durch die Geschäftsstelle des Vereins, Frankfurt a. M. Bleichstraße 43, soweit der Vorrat reicht, gegen Einsendung des geringen Portos beziehen können. Erfreulicherweise liegt aber auch eine umfassendere Veröffentlichung zur Sache vor: Die Hauspflege. Ihre Begründung und Organisation in Hauspflegevereinen. Von Professor Dr. med. Max Flesch in Frankfurt a. M. Jena, Gustav Fischer 1901. 43 S. 75 Pfg. Hier findet man alles Wissenswerte in dankenswerter Klarheit zusammengestellt. — Spalte 496 Zeile 27 von unten: statt 6 lies 13. R

## Quittung

Für die Buren: 180 Mk. aus dem Kirchspiel Bergebersbach; 65,50 aus der Gemeinde Fürstenau; 9,35 vom akademisch-theologischen Verein in Göttingen; 7 aus der Gemeinde Nenderoth.

Für das notwendige Liebeswerk: 50 Mk. von F L, Halle; je 40 von P, Halle; von den Freunden der Christlichen Welt in Straßburg.

Für die Evangelischen in Oesterreich: 5 Mk. von R W, Frankfurt a. M.; 1 von O, Erlangen.

Für die Protestationskirche in Speyer: 5 Mk. von R W, Frankfurt a. M.

Für das Schleiermacherdenkmal (vergl. Nr. 19): 15 Mk. von der Redaktion der Christlichen Welt; 10 von K H, Oldenburg; 5 von H St, Leipzig.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

# Anzeigen


## Freunde der Christlichen Welt

**Leipzig.** Donnerstag den 29. Mai 8 Uhr bei Kitzing und Helbig: Der Glaube an das Leben nach dem Tode in geschichtlicher Beleuchtung (Hölscher).

**Magdeburg.** Mittwoch 28. Mai 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Das Evangelium und die Arbeit oder die Frage der Kultur (Harnack, Wes. d. Chr. S. 74—79).

**Nordhausen.** Mittwoch 28. Mai 3/4 4 Uhr Versammlung im Hotel Schneegaß: Wie kann Schulkindern die Bedeutung des Todes Christi verständlich gemacht werden.

## Versammlungskalender

| | | |
|---|---|---|
| 26.—28. | Mai | Gemeinschaftskonferenz Eisenach |
| 8. 9. | Juni | Evangelischer Kirchengesangstag Hamm i. W. |
| 23.—25. | September | Gustav-Adolf-Verein Cassel |
| 29.—30. | „ | Freunde der Christlichen Welt Goslar |
| 6.— 9. | Oktober | Evangelischer Bund Hagen i. W. |

## Gießener theologische Konferenz

**Donnerstag, den 29. Mai 1902 in Steins Garten, Bergstraße**

Beginn: 10½ Uhr

Tagesordnung: 1. Referat von Professor D. Budde, Marburg, über „Das Alte Testament und die Ausgrabungen". — 2. Vortrag von Pfarrer Lic. Eck, Offenbach a. M., über „Goethes religiös-sittliche Anschauung in der Zeit seines Alters". Diskussion.

## Kinderloses

**jüngeres Ehepaar** (evangelisch), in guten Verhältnissen (Arzt), **wünscht** ein gesundes **Kind** besserer Herkunft von höchstens 1½ Jahren **anzunehmen.** Offerten unter **K E** an den **Verlag.**

Gesucht wird für möglichst bald ein musikalischer **Hauslehrer** für einen Knaben und zwei Mädchen, welche die Schule besuchen. Bewerbungen, Zeugnisabschriften, Gehaltsansprüche einzusenden an

P. **Tischer** in **Sorau**

**Pension Friedland**
**Lauffen am Neckar**
Haushaltungspensionat für junge Mädchen; sehr empfohlen. Eintritt jederzeit.
Prospekte zu Diensten

In Landpfarrh. **französ. Schweiz** gesucht für Juli für Knaben Universität-gebild. **Lehrer,** gut geschult. Klavierspieler. Dialektfr. deutsch. Offerten schriftlich unter **F 2534 L** an **Haasenstein u. Vogler Lausanne.**





## Ferienkurs in Jena

Die diesjährigen **Ferienkurse** für Damen und Herren finden vom 4.—23. August statt, und zwar in folgenden Abteilungen:

I. Naturwissenschaftliche Kurse vom 4.—16. August. Botanik; Physik; Physiologie; Zoologie.

II. Pädagogische Kurse teils vom 4.—9., teils vom 4.—16. August. Allg. Didaktik; Spez. Didaktik; Hodegetik; Pädagogische Pathologie; Psychologie des Kindes; Religionsunterricht; Frauenfrage und Mädchenerziehung.

III. Geschichtliche, theologische und philosophische Kurse vom 4.—16. August. Litteraturgeschichte; Vorlesungen über Goethes Faust; Kulturgeschichte; Religionsgeschichte; Einleitung in die Philosophie.

IV. Kurse aus dem Gebiete der Kunst vom 4.—16. August. Grundzüge der modernen Aesthetik; Die Kunst in Haus und Schule; Vorlesungen über Richard Wagner, mit Klaviervorträgen.

V. Sprachkurse vom 4.—16. und vom 4.—23. August. 1. Deutsche Sprache: Sprachkursus. 2. Englische Sprache: Elementarkursus; englische Litteratur. 3. Französische Sprache: Grammatischer Kursus; französische Litteratur; Geschichte der französischen Civilisation.

Anmeldungen nimmt das Sekretariat, Frau Dr. Schnetger, Gartenstr. 2, entgegen. Nähere Mitteilungen werden später erfolgen. Programme sind durch das Sekretariat zu erhalten.

**Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz**

**Frauen u. Jungfrauen** höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

**Vaterländischer Frauen-Verein**
Frankfurt a. M.

**Alkohol-**
**Entziehungskur für bessere Stände**
Rittergut Niendorf am Schallsee
b. Ratzeburg — Prosp. fr.
Dr. med. Burmeister, Alfred Smith

## Das Ei des Columbus!

könnte man die neu construierte R. v. Hünersdorff'sche Haushaltungs-Buttermaschine nennen, denn die bei der seitherigen Maschine von manchen Käufern noch gerügten Mängel, die beim seitherigen System (Flügeldrehung nach entgegengesetzter Richtung) unvermeidlich waren, sind plötzlich dadurch vollkommen beseitigt, daß jetzt statt des seitherigen runden Gefässes ein 4 kantiges verwendet und die zum Ausbuttern erforderliche Wirkung lediglich **durch das Anschlagen des Rahms gegen die flachen Wände** erzielt wird.

Die neue Construction besitzt infolgedessen:

1) Ein einfacheres und solideres Triebwerk, bei dem Reparaturen so gut wie ausgeschlossen sind.

2) Statt des Messingröhrchens eine massive, durchgehende Welle, so daß kein Rahm mehr im Rohr sich festsetzt und dadurch das Triebwerk hemmt oder die Butter verunreinigt.

3) Statt der 2 bezw. 3 Blechflügel **einen Ahornholzflügel,** an dem niemals Butter hängen bleibt.

Die neue Maschine ist einfacher zu reinigen als die alte, buttert noch rascher aus (in 5—10 Minnten) und giebt mehr und feinere Butter. Die Preise sind wie seither

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Glasgefäß | 1 | 2 | 3 | 4 | — | — | Liter | Inhalt |
| Metall | „ — | — | — | — | 6 | 10 | „ | „ |
| Mark | 3.75 | 5.50 | 7.— | 9.— | 12.— | 15.— | | |

Wer täglich frische, unverfälschte Butter von köstlichem Wohlgeschmack und als labendes vorzügliches Getränk die auch ärztlich so sehr empfohlene Buttermilch sich kostenlos verschaffen will, der kaufe diese prächtige, schon in der seitherigen Construction in mehr als ¼ Million Familien eingebürgerte Haushaltungs-Buttermaschine; aber auch für die Besitzer von alten Maschinen dürfte sich die Anschaffung einer neuen jetzt empfehlen, da deren bedeutende Vorzüge die kleine Ausgabe rasch wieder einbringen. — Die neuen Haushaltungs-Buttermaschinen sind in den meisten einschlägigen Geschäften erhältlich. (Man verlange aber ausdrücklich **„Schutzmarke mit dem Bären"**) oder direkt vom alleinigen Fabrikanten **R. v. Hünersdorff Nachf., Stuttgart,** der ausführliche Prospekte mit den neuesten Gutachten der staatl. Molkerei-Autoritäten, sowie auf Wunsch Catalog über größere Buttermaschinen (bis 110 Liter) und über praktische Haushaltmaschinen gratis und franco versendet.


**Nr. 8 d. J. vergriffen, Zusendung der Einzelnummer sehr erwünscht.**

**Verlag der Christlichen Welt**

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Kürzlich erschien:

**Gewissensfragen**

**Religiöse Briefe**

aus der Gegenwart für die Gegenwart

von

**R. Wimmer**

8. 1902. Gebunden M. 2.—

---

Soeben erschien:

**Theologische Arbeiten**

aus dem

**Rheinischen wissenschaftlichen Prediger-Verein**

In Gemeinschaft mit den übrigen Vorstandsmitgliedern

herausgegeben von

D. **E. Grafe** und Lic. **E. Simons**

Professoren an der Universität Bonn

**Neue Folge. Fünftes Heft**

Mit einer Abbildung im Text. Gross 8. M. 4.80

**Inhalt: Hafner,** Glaube und Erfahrung. — **Reichel,** Zur „Lade Jahve's“. — **Zillesen,** Die Begründung der sittlichen Forderungen bei Jesus und bei Paulus. — **Jüngst,** Christentum und Religionsgeschichte. — **Rotscheidt,** Eine katholische Synodalrede aus dem 16. Jahrhundert.

---

Unter der Presse:

**Symbolik**

Von

D. **F. Loofs**

Professor an der Universität Halle

**Erster Band**

**(Grundriss der theologischen Wissenschaften. 16 Abteilung)**

8. ca. M. 6.—. Gebunden ca. M. 7.—

**Viktoria-Lehrbuch**
der
**Damen-Schneiderei**
zum
**Selbstunterricht**
mit Original-Zuschneide-Tableau
**Preis 1,50 Mk.**

Ein wirklich **praktisches** Lehrbuch, das jedes junge Mädchen, jede Frau mit Leichtigkeit in die Geheimnisse der Damenschneiderei einführt und in den Stand setzt, vollständig selbstständig Garderobe **anzufertigen,** nicht — bloss zuzuschneiden. Gegen Einsendung von 1,60 Mk. oder unter Nachnahme direkt postfrei zu beziehen von

**Ernst Naumann, Buchversand,**
Leipzig, Gerberstrasse 2/4

☞ Dieselbe Firma liefert: die 3 allerneuesten Rockschnitte der Saison für 1,60 Mk.; die 3 allerneuesten Blousen-Schnitte für 1,60 Mk. Angabe dieses Blattes erw.

**PIANOS** von ℳ 350.— an.

**Harmoniums** von ℳ 80.- an.

Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.

**Wilh. Rudolph, Giessen.**

**Schnellfeueranzünder**

400 Stck. 2 Mk., 4000 Stck. 9 Mk. inkl. Emb. franco Nachnahme! 16000 Kisten Versand.

**Herm. Wiemer, Rückenwaldau**

**WANGEROOG**

Nordseebad.

Prospekte versendet
**Die Badekommission**

**Dr. med. Lindtners Sanatorium**

**„Finkenwalde“ bei Stettin**

**(Naturheilanstalt)**

**Herrliche geschützte Waldlage. Vorzügliche Erfolge**

Prospekte frei


## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur

**Leitsätze, angenommen vom 6. ordentlichen Gesellschaftstage**
19. bis 21. Oktober 1901

1. Die D. G. E. K. erstrebt denjenigen Zustand der menschlichen Gesellschaft, in dem sittliches Wollen und sittliche Einsicht als maßgebende und gestaltende Mächte für das Thun der Einzelnen wie für die Gesamtrichtung des Gesellschaftslebens entscheidend und ausschlaggebend walten.

Wie für den Einzelnen Sittlichkeit unerläßliche Vorbedingung wahren Wohlseins ist, so ist ethische Kultur das wichtigste Element jeder Kultur, der Gradmesser ihrer Gesundheit und Bestandfähigkeit. Wahre Fortentwickelung der Gesamt-Kultur ist nicht möglich ohne Fortentwickelung der ethischen Kultur.

2. Der gegenwärtige Zustand der Menschheit, auch in den höchstentwickelten Kulturvölkern, ist, an diesem Ideal gemessen, ein beklagenswert unvollkommener.

3. Grundlage und wichtigster Faktor der ethischen Kultur ist der sittliche Zustand der Einzelnen.

4. Die religiösen Vorstellungen eignen sich an sich, als persönliche Gegelegenheit des Einzelnen und wegen ihrer trennenden Vielgestaltigkeit, nicht zur Grundlage einer allumfassenden sittlichen Gemeinschaftsbildung.

Sie sind überdies als alleinige Stütze des Sittlichen unzuverlässig geworden, weil sie ihren Einfluß auf die Gemüter in weiten Kreisen verloren haben.

5. Es bedarf daher einer allgemein wirksamen und unbedingt giltigen Begründung des Sittlichen, nämlich einer solchen, die lediglich aus dem einheitlichen Grund der Menschennatur und den Bedingnissen des Gemeinschaftslebens geschöpft und deshalb der Prüfung durch Vernunft und Erfahrung für jedermann zugänglich ist.

6. Erste Vorbedingung sittlichen Lebens ist ein gewisses Maß allgemeiner Verfeinerung und Veredelung der Menschennatur. Diese durch Verbreitung von Geistes- und Gemütsbildung in allen Volksschichten zu schaffen, muß die erste Aufgabe der Arbeit für ethische Kultur sein.

7. Die Förderung ethischer Kultur schließt mit Notwendigkeit das Streben nach einem Zustande der Gesellschaft in sich, in dem die Lebensgüter gerecht verteilt und das zu einem menschenwürdigen Dasein Erforderliche jedem ihrer Glieder gesichert ist.

8. Als unentbehrliche Grundlage für die zu erstrebende sittliche Höherbildung muß eine zielbewußte und nachhaltig wirksame Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit gefordert werden. Als nächstes Ziel hierfür bezeichnen wir die Einführung eines von religiösen Voraussetzungen unabhängigen Moralunterrichts in die öffentliche Schule.

Mit voller Entschiedenheit muß aber auch heute schon an alle privaten und öffentlichen, nationalen und internationalen Bethätigungen der Maßstab sittlicher Beurteilung angelegt und auf Erweckung sittlicher Gesinnung und sittlichen Urteils in den weitesten Kreisen hingearbeitet werden

9. Als ihren nächsten Zweck verfolgt die D. G. E. K. die Vertretung, Ausbreitung und allseitige Geltendmachung der vorstehend ausgesprochenen Ueberzeugungen. Sie will zugleich durch Zusammenschluß ihren Anhängern Halt und Zuversicht, sowie Anregung und Förderung für ihr inneres Leben bieten.

10. Die ethische Bewegung hat, entsprechend der allgemein menschlichen Verbindlichkeit der sittlichen Normen, im Prinzip einen internationalen Charakter. Um aber auf den besonderen nationalen Kulturgebieten erfolgreich wirken zu können, muß sie sich der nationalen Ausprägung der Kultur und den besonderen Formen des nationalen Staats- und Gesellschaftslebens anschließen. Für Deutschland insbesondere weiß sie sich, bei strengster Verwerfung jeder nationalen Ueberhebung, in ihrem gesamten Streben eins mit den edelsten Ueberlieferungen deutschen Geisteslebens.

Die Mitgliedschaft der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur wird erworben durch Anmeldung bei dem Hauptvorstande (Bureau Berlin W., Unter den Linden 16 — zugleich das Bureau der Abteilung Berlin) oder bei den Vorständen der Abteilungen und Zweige in den einzelnen Orten, sowie durch Einzahlung eines Beitrages, welcher mindestens drei Mark jährlich betragen soll, unter gleichzeitiger Erklärung der Annahme der Satzungen der Gesellschaft. Diese Satzungen und die „Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung“, 4. Aufl. 1901, wo auch weitere Auskunft über die Literatur der ethischen Bewegung zu finden ist, sind bei dem erwähnten Bureau der Gesellschaft kostenfrei zu beziehen.


Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg


Hierzu eine Beilage: Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher